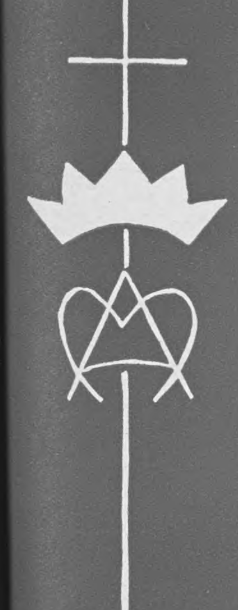
Juni 1947



# DER MARIENBOTE

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

**Dritte Meßandacht**

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —

Die Neuausgabe des deutschsprachigen Gebetbuches

# „Wir Beten"

**von Heinrich Krawitz, O.M.J.**

ist soeben erschienen.

Neuer **großer, deutscher** (nicht lateinischer) Druck. Neuer, sehr guter Einband. Mehr Andachten und Gebete als in der ersten Ausgabe. Größe: 3½ mal 5¼ Zoll.

| | |
|---|---|
| **Preis:** — — | $1.75 |
| **Luxusausgabe (Ledereinband und Goldrand)** — | 3.00 |

Schenken Sie Ihren Verwandten und Freunden das neue Andachtsbuch **„Wir beten"**.

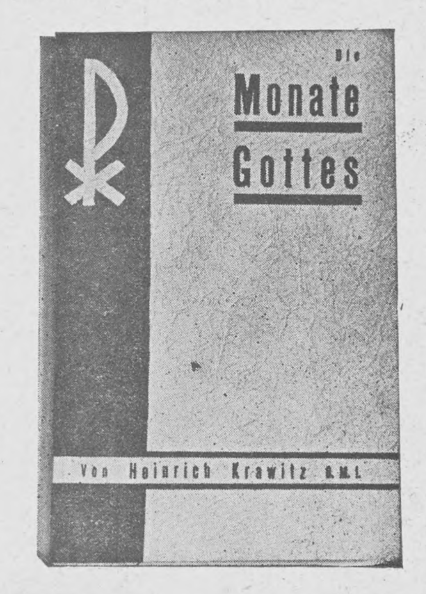
---

# Die Monate Gottes

**von Heinrich Krawitz O.M.J.**

Ein hundert Seiten starkes Büchlein. Ausgeschmückt mit Originalschnitten von Werner Merx O.M.J. Ein Werklein deutscher Kunst in Canada.

**Preis:** — — — 30c




---

# Der ewige Rosenkranz

**Die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes mit Betrachtung und Gebet. Jedes Geheimnis auf Zettelchen mit Raum für Name und Monat — von wem und für welchen Monat gelost. Für die Mitglieder des Rosenkranzvereins.**

**Preis:**

| | |
|---|---|
| 100 **Serien der fünfzehn Geheimnisse** | $ 2.00 |
| 500 **Serien der fünfzehn Geheimnisse** | 8.50 |
| 1000 **Serien der fünfzehn Geheimnisse** | 15.30 |

**Senden Sie ihre Bestellungen an:**

**THE MARIAN PRESS**

**922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada**

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie, Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922=24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 9 Regina, Sask., Juni 1947 15. Jahrgang

# Dies und Das

**Die große Liebe.** Der Artikel unseres tüchtigen Mitarbeiters aus Mendham, Sask. — Pater Joseph Schneider O.M.J. — über Professor Bartmanns Buch „Fegfeuer", der in der Osternummer unseres Marienboten erschien, hat unter unseren Lesern großes Interesse erweckt. Selbst die hochwürdige Geistlichkeit sprach ihre Freude darüber aus.

Mit Absicht haben wir diesen Artikel gerade in der Osterausgabe unseres Blattes erscheinen lassen. „Deinen Gläubigen, Herr, wird das Leben ja nicht genommen, sondern neugestaltet, und wenn die Herberge ihres Erdenwandels in Staub zerfällt, gewinnen sie eine ewige Heimstätte im Himmel . . In Ihm (Christus) leuchtet uns die Hoffnung seliger Auferstehung!", singt die Kirche in ihren Totenmessen, und Joseph Schneider hat ein frohes „Alleluja!" hinzugefügt, das vielen Seelen die Freuden eines neuen Trostes gibt.

Wir hatten jedoch nicht nur den Hinweis auf die himmlische Ewigkeit im Sinn, als wir den Aufsatz „Fegfeuer" veröffentlichten. Auf die große Liebe Gottes wollten wir aufmerksam machen, deren Tiefen und Weiten vor unseren Augen dahinfluten, ohne daß wir sie zu bemerken scheinen. Von ihr reden wir auf diesen Seiten unseres bescheidenen Blattes bereits seit Jahren ,und von ihr werden wir schreiben und sprechen, so lange uns Gott die Feder in unseren arbeitenden Händen halten läßt. Ja, es ist wahr, verschiedene unserer Leser hätten es lieber, wenn wir auf den Dies=und=Das=Seiten des Marienboten von den wichtigen Dingen der Welt berichteten, von den brausenden Stürmen des bösen und des guten Willens, die uns gegenwärtig so erschütternd umtoben.

Wir aber reden von Gott, und immer wieder von Gott. Der Dreieinige allein, Er, dem der erste Tag des laufenden Monats Juni geweiht ist, kann Ordnung in der Verwirrung unserer Tage schaffen, und Rettung vor dem Allerletzten liegt nur in der Politik der Gnade, die von Ihm kommt.

Leider betrachten wir alles, was von Gott gesagt wird, als fromme Dinge, die gut sind und notwendig — für den Himmel. Für das Erdenleben sind uns andere Sachen maßgebend. Da sind die Pläne und die Zahlen der Politik, vor denen wir größten Respekt haben und denen unser Glaube und unser Vertrauen gehören. Mit diesen Plänen

und Zahlen verglichen, klingt uns das Göttliche, wie wir es von den Kanzeln hören und in unseren Schriften lesen, kindisch, ja fast törich. Wir glauben nur halb, daß die Gnade auch im Erdenleben erlösend wirken kann, ja, daß diese Gnade uns gegeben wird, damit wir hier auf Erden schon jenes Reich gestalten, das durch durchgnadete Liebe und Gerechtigkeit den Dreieinigen verherrlicht, und durch dieselbe Liebe und Gerechtigkeit den Menschen selig macht und seiner Kinder Häuser baut.

Diese Ueberzeugung haben wir nicht. Darum übergehen wir in unseren irdischen Sorgen und Plänen den großen Meister aller Schöpfung, aus unserem ganzen Herzen, aus unserem ganzen Gemüte und aus allen unseren Kräften jenem Lichte anhängend, das seit Jahrtausenden schon Brot verspricht — und Jammer gibt.

Der Hauptgrund dieser Verblendung liegt wohl nicht allein in unserem zum Bösen und zur Selbstsucht geneigten Willen. Es ist auch unsere Unkenntnis von Gott, was uns immer wieder falsche Wege gehen läßt. Gott ist uns fremder als wir ahnen. Sein Name ist allbekannt. Wer Er ist und wie Er ist, weiß nur Er allein, das ist wahr. Das jedoch, was Er durch Jesus Christus und in den Heiligen Schriften über sich selbst zu uns gesagt, hat, sollten wir kennen.

Wie fremd Gott uns ist, hat Joseph Schneiders Artikel „Fegfeuer" uns wieder einmal deutlich gezeigt. Von vielen Seiten wurde uns geschrieben, ob denn auch alles ganz richtig sei, was Joseph Schneider über die Liebe Gottes sagte. So gut können wir uns den Herrn wirklich nicht vorstellen. Es ist uns das fast unglaublich. Wir sind geneigt, uns den ewigen Gott als äußerst strengen Richter zu denken, der sich ununterbrochen damit beschäftigt, unsere Sünden zu zählen, um uns in der Ewigkeit einzig und allein nach der Zahl dieser Missetaten zu richten.

Wissen wir, daß wir mit dieser Denkart Gott schlecht-machen? Warum denken wir nicht auch an die Worte Jesu, die da sagen, daß uns jeder Trunk Wasser, den wir unserem Nächsten in Christi Namen geben, reichlich vergolten werde? Wenn uns Christus jeden aus Gottesliebe hingereichten Trunk Wasser zu vergelten verspricht, wie wird uns Gott da wohl die Bluttropfen anrechnen, die im Namen der Menschheit aus dem Leib des sterbenden Heilandes flossen und heute im geheimnisvollen Opfer der Altäre immer noch fließen? Wenn Er einen einfachen Trunk Wasser, der uns kein Opfer kostet, zurückzahlen will, was wird Er da wohl erst mit unseren Gebeten und mit unseren wirklichen Opfern tun, die wir in unserem Leben fromm zum Himmel hinauf reichen?

Wir möchten fast an ein Sprichwort denken, das uns allen sehr geläufig ist: „Was ich selber denk und tu', trau' ich andern Leuten zu!"

Glücklich wir, daß Gott sich das Gericht über uns selbst behalten hat. Glücklich wir, daß Er nicht uns Menschen zum Urteilsprechen über die Welt gesetzt hat. „Großer Gott, wir loben Dich dafür! Die Erde, die Du uns zum zeitlichen Wohnort gegeben, diese Erde mit ihrer Sonne und ihrem Frühling und Leben, sie wäre längst schon wieder wüst und leer, wenn wir Richter spielen dürften. Eine Sintflut nach der anderen, ein Sodom und Gomorrah nach dem anderen würden wir über ihre Städte senden, und keiner wäre mehr da, der Dich gerade der tiefsten Wunder Deiner Liebe wegen verherrlichen würde, die sich uns zeigen in Deinem grenzenlosen, beseligendem Erbarmen!"

Ja, es ist uns schwer, an Gottes ganze Güte zu glauben. Es ist uns schwer, zu glauben, daß auch die Seelen im Fegfeuer Gottes Lieblinge sind, die der Herr nicht mit Peitschen schlägt, die Er aber im Feuer der gottverlangenden Liebe sich reinigen läßt, bis sie aufstrahlen im Glanz der gottähnlichen, ewigen Heiligkeit.

Hell ist Gott, und nicht düster. Hell ist der letzte Reinigungsort, und nicht düster. Hell ist auch das Gesetz des Herrn, das uns hier auf Erden leiten soll, und nicht düster drohend. Nicht von Gott kam es, daß unsere Städte heute in Ruinen liegen und der Mensch aufschreit vor Hunger nach Brot, nach Gerechtigkeit und nach Liebe. Das alles ist die Frucht der Sünde, deren Saat wir ausgestreut, als wir nach dem Gesetz der Freiheit von der Gnade unsere Erde zu bebauen begannen. Nicht von Gott ist jener Geist der gemeinen, hassenden Roheit, mit der der Mensch den Menschen quält. Von Gott ist jedoch der freie Wille des Menschen, und der Herr verhütet nicht, was dieser Wille im Mißbrauch seiner Freiheit aufkeimen läßt. Gott will sein Werk des gottähnlichen freien Menschen eben nicht zerstören. Darum läßt Er uns in der Not, die wir uns selbst herbeigezwungen. Am Ende aller Dinge und aller Tage steht aber wieder Er mit den Wundern

Seiner erbarmenden Liebe. Ein Willensakt des Menschen nur, der nach Gott und Seiner Gnade greift, und das Antlitz der Erde erneuert sich vom Antlitz der Tränen zum Antlitz der Freude und der Liebe.

So ist Gott — und noch viel mehr. Er ist ewig, und alles in Ihm ist unendlich, auch Seine Güte. Menschenworte können nicht umschreiben die Grenzenlosigkeit Seiner Liebe, darum können sie auch nie zu viel von ihr sagen.

Bis heute sind wir wirklich noch nicht zu weit in unserem Denken über die Liebe Gottes gegangen. Im Gegenteil: Wir denken zu eng von ihr. Darum ist uns Gott auch so wenig anziehend. Wir rufen Ihn als „Vater unser" an, Seine Vaterliebe durchrauscht jedoch nicht unsere Herzen.

Er ist uns eben der große Unbekannte, an dessen Liebe wir nicht denken, und die wir bezweifeln, wenn wir von ihr hören.

Mit dem Dreifaltigkeitssonntag haben wir dieses Jahr den Monat Juni begonnen. Wolle der dreieinige Vater und Sohn und Heilige Geist Sein Licht über uns ergießen, auf daß wir wieder sehen, wo wir blind sind, und wieder hören, wo unsere Ohren sich geschlossen haben. Würden wir nur den Glauben an Seine ganze Liebe haben und pflegen, unsere Augen würden sich wieder öffnen, weiter und staunender mit jedem Tage, den wir mit Seiner Gnade durchleben. Dann käme uns auch das Erkennen Seiner Herrlichkeit, die da allüberall um uns herum ist, selbst im Schatten unserer Kreuze, und ganz von selbst würde es anbetend aus unseren Herzen fließen: „Vater unser, geheiligt werde Dein Name in mir, in meinem Bruder, über alle Lande und durch alle Zeiten!"

Wo er aber geheiligt wird, der ewige Name des Herrn, da wehen auch die Seligkeiten, die in alle Ewigkeit eins mit Seinem Namen sind. Aus dem Frieden aber, der in diesen Seligkeiten der begnadeten Menschheit strömt, klingt es froh und ohne Unterlaß: „Großer Gott, wir loben Dich, Herr, wir preisen Deine Stärke! Vor Dir neigt die Erde sich, und bewundert Deine Werke. Wie Du warst vor aller Zeit, so bleibst Du in Ewigkeit!"

Der Schriftleiter.

---

Wer Sünde zudeckt, der sucht Liebe. Wer Fehler weiterträgt, entzweit vertraute Freunde.

Bibel

Auf den Verständigen macht ein Verweis mehr Eindruck als hundert Schläge auf den Toren.

Bibel

Einer Bärin, der man geraubt die Jungen, mag lieber man begegnen; doch nur nicht einem Tor im Zustand seiner Narrheit.

Bibel

Wer Gutes nur vergilt mit Bösem, aus dessen Haus weicht nicht das Unheil.

Bibel

Was soll das Geld wohl in der Hand des Toren? Daß Weisheit er erwerbe. Doch dazu fehlt ihm der Verstand.

Bibel

Der wahre Freund liebt dich zu jeder Stunde. Und in der Zeit der Not wird er dir zum Bruder.

Bibel

Wer Händel liebt, der liebt die Sünde. Und wer sein Tor hoch macht, der sucht den Sturz.

Bibel



M. Loerich Sommerfrieden

# Der Wolf von Gubbio

Von H. Beuel

Es war im Sommer des Jahres 1220. In dem kleinen Bergstädtchen Gubbio, das in der Mark Ancona am Westabhang der Apenninen liegt, herrschte um die Morgenstunde ein lebhaftes Treiben auf dem Marktplatz. Eseltreiber mit Körben voll Artischocken, Zwiebeln, Fenchelwurzeln waren vom Land hereingekommen und breiteten ihre Waren an dem großen Röhrenbrunnen in der Mitte des Platzes aus. Obsthändler mit gelben Aprikosen, rotbackigen Pfirsichen und duftenden Zitronen hatten sich auf den Steinstufen des ehemaligen Forums gelagert. Dazwischen verbreiteten Fischer von Senegallia übeln Fischgeruch mit ihrer silberschuppigen Ware, und Fleischer boten lebende Hämmel und blutige Fleischstücke mit viel Geschrei den Vorübergehenden an. Von den vielen Kirchen läuteten bimmelige Glocken drein, und die Frauen Gubbios feilschten und handelten mit der südlichen Lebhaftigkeit und dem Stimmenaufwand, den man in Italien bei diesem Geschäft für notwendig hält. Der ganze Markt war wie ein bunter, summender, heiterer Bienenschwarm.

Und plötzlich fuhr ein gellender Jammerlaut in diesen Schwarm hinein, durchschnitt das Schelten und Lachen der Hausfrauen, die Beredsamkeit der Händler, das Blöken der Lämmer, und sammelte mit einem Schlage die Aufmerksamkeit auf eine Frau in mittlern Jahren, die mit fliegenden Haaren, die Brust mit Fäusten schlagend, eine steile Gasse zum Markt herunterrannte.

„Der Wolf von Gubbio!"

Das Wort fiel wie ein Blitz in die Menge. Schreckensbleich blickten sich alle um. „Wo?" „Was ist geschehen?" „Was hat er wieder geraubt? Wen erschlagen?"

„Enrico mein Sohn, mein Sohn!" schrie die Frau.

„Ihr Sohn," murmelten die Weiber. „Der schöne Enrico, der Verlobte der Maria Nasi."

Die Umstehenden sammelten sich um die weinende Mutter. „Wie ist es zugegangen " „Wo hat man ihn gefunden?"

„Zweihundert Schritte entfernt vom Südtor fand ihn der Wächter heute morgen. Mehl hat er holen wollen in der Talmühle. Da muß er sich verspätet haben. Der Räuber hat ihm aufgelautert. Er hat sich tapfer um das Seine gewehrt, sein Messer war blutig."

„Hätte er ihm doch den Sack gelassen und sein Leben gerettet," meinte eine Frau.

„Das tut kein Mann, der auf sich hält," warf ein Schlächter ein. „Mein Sach ist mein Sach, wer dran rührt . . ." Er machte eine Bewegung, als zücke er einen Dolch, und sah sich herausfordernd im Kreise um.

„Hab ich recht?"

„Ja, ja," gaben die Männer zu.

„Weißt du ,tapferer Bombardone, du solltest einmal den Wolf in seiner Höhle stellen," riet ein vorlautes

Bürschchen, dem der Bart sproßte.

„Davor fürchtet er sich," spottete ein keckes schwarzlockiges Jüngferchen mit blitzenden weißen Zähnen.

Der Schlächter runzelte die niedrige Stirne. „Ja, wenn's ein gewöhnlicher Mensch wäre und kein Wehrwolf, Leontina. Aber so, halb Mensch, halb Wolf, Ausgeburt der Hölle . . . Einer von den germanischen Kriegern, die Kaiser Friedrich in unserer Stadt gelassen hat, Gott verdamm sie, hat mir Schauerliches von diesen Ungeheuern erzählt die in Germaniens Wäldern hausen. Er sagt, unser Wolf sei so einer, mit denen sei der Teufel im Bunde."

„Alle gute Geister loben Gott den Herrn," murmelten ängstlich die Weiber und bekreuzten sich.

„Amen!" sagten die Männer.

„Da gehört San Giorgio der Ritter her, der kann gegen den Teufel kämpfen, mit dem sind die Himmlischen im Bunde."

„Was man von Bombardone nicht behaupten kann", lachte wieder das vorlaute Jüngferchen.

Unter dem Portal der Kirche Santa Maria Maggiore gab es ein Gedränge.

„Was ist es?" Die Weiber reckten die Hälse in die Höhe.

„Ach, der umbrische Heilige," sagte Bombardone, der alles überschauen konnte, verächtlich.

„Wenn es helfen könnte!" meinte ein Weib.

„Enrico wieder lebendig machen?" schrie aufgeregt die Mutter.

„Das tut er nicht," sagte ein gutgekleideter Bürger. Aber wenn er uns befreien könnte vom Wolf? Mit ihm sind die Himmlischen."

„Ach, er ist so klein und schwach," sagte mitleidig Leontina. „Ja, wenn er San Giorgio mit der Lanze wäre, oder der Riese Christophorus mit der Keule . . ."

„Aber mit ihm sind die Himmlischen," wiederholte die unglückliche Mutter und blickte sich mit glühenden Augen um. „Rache für Enrico!"

„Bruder Francesco, erbarme dich unser!" heulten die Weiber, als der kleine Mönch näher kam.

„Bruder Francesco, befreie uns vom Wehrwolf," fügten die Männer mit tiefen Stimmen hinzu.

Die Mutter des Toten drängte sich vor und küßte den Saum seines weiten Kuttenärmels.

„Errette uns vom Wolf, der unsere Männer mordet, der meinen Enrico erschlagen hat. Töte ihn, wenn du ein Heiliger bist!"

Der bleiche hagere Mann im braunen Bettlergewand mit den nackten Füßen, den unendlich sanften Augen und dem freundlichen Mund blickte auf und sah die ausgestreckten Arme, die flehenden Mienen.

Er blieb stehen. „Was wollt ihr von mir? Ich bin ein Mann des Friedens und nicht des Kampfes."

„Ich wußte es!" schrie Bombardone frech und schlug sich klatschend auf die mächtigen, nackten Schenkel. „Er traut sich auch nicht, der heilige Mann, trotz den Himmlischen!"

„He, hat man dich gefragt, du blutdürstiger Fleischkloß!" schimpfte ein zahnloses Weiblein und schwang drohend den Rosenkranz und ein Netz voll Silberfische gegen ihn, daß er mit einem drolligen Satz zurückwich.

Die Männer lachten. Der Mönch hob die Hand.

„Ich werde nicht gehen, ihn zu töten, aber ich will allein nach dem Monte Urbino gehen, wo er seine Höhle hat, und will ihm den Frieden predigen, ob ihm Gott nicht das Herz auftun möchte." Er sprach das, als ob es sich um eine Kleinigkeit handle, die sein Beruf so mit sich bringe.

„Ohne Waffe?" fragte bedenklich der solide Bürger und strich den langen grauen Bart.

„Hatte der Sohn dieser Frau nicht auch seine Waffe bei sich? Was half sie ihm gegen den Wolf von Gubbio?" fragte der Mönch.

„Ja, was half sie ihm!" murmelten die Frauen.

„Und wenn er dich tötet " fragte ängstlich Leontina, der vor dem Heiligen die Keckheit geschwunden war.

Der Mönch lächelte sanft, daß seine weißen Zähne unter dem dunklen Bart hervorschimmerten, aber er erwiderte darauf kein Wort, und niemand fragte ihn zum zweitenmal.

„So will ich gehen und versuchen, euch zu befreien," sagte er nach einer Weile.

Unter dem bänglichen Schweigen der Menge wandte er sich zu dem Südtor. Aber kaum war er ein paar Schritte die steile Straße hinaufgegangen, lautlos auf bloßen Füßen, da stürzte ihm das junge Mädchen nach. „Nein, das sollst du nicht, Bruder Francesco," rief sie, „er wird dich töten! Bleibe hier bei uns, dein Leben ist mehr wert als die ganze Stadt Gubbio!"

Francesco schüttelte den Kopf. „Fürchte nichts, Kind, Gott kann mich schon bewahren." Und er schritt weiter.

„Laß ihn doch gehen!" schrien die Leute sie an. „Er soll uns befreien!"

Aber wieder lief Leontina ihm nach und packte ihn an der Kutte. „Nein, du sollst nicht allein gehen, nimm von den Männern mit zum Schutz; und wenn sie sich fürchten, so laß mich mitgehen, der Wolf hat noch keinem Weibe Böses getan."

Der Heilige sah das kleine Mädchen von oben bis unten mit freundlichen Augen an, so daß sie beschämt das glühende Gesicht senkte.

„Leonita, du kannst nicht mit mir gehen, und auch die Männer von Gubbio können nicht mit mir gehen, auf diesem Weg muß ich allein sein. Aber bete für mich, mein Kind, so

## Im Kreis der Stunden

von Oskar Beer

Du bist mir nah. Du bist mir fern
im blauen Kreis der Stunden.
Du schenkst mir Glück. Du schenkst mir Leid.
Du segnest meine Zeitlichkeit
mit Freuden und mit Wunden.
Und so durch der Gezeiten Strom,
trag ich der Seele großes Sehnen,
durch Glück und Traurigsein
mit Lächeln bald, und bald mit Tränen,
zur Ewigkeit hinein.

rufst du mir die Heerscharen des Himmels zu Hilfe!

Sie ließ seine Kutte los und wandte sich ab mit Tränen in den Augen, während der Mönch unbehelligt aus den Mauern der Stadt schritt.

Zuerst führte sein Weg durch wohlgepflegte Olivengärten, wo von verkrüppelten, ausgehöhlten Stämmen die silbergrauen Blätter wehten. Er ging durch hohes Wiesengras, das, von tausend bunten Blumen durchwirkt, des Schnitters harrte, während hoch über ihm in blauer Luft die Lerchen standen, daß nur das Ohr ihrer gewahr wurde.

„Meine Schwestern, die Lerchen," sagte der Mönch aufschauend und dem süßen Getriller lauschend. „Es sind wohl lieblichere Geschwister als Bruder Wolf in den wilden Wäldern des Urbino." Er sann und seufzte leicht.

Der Pfad stieg an und wurde steinig, das saftige Gras verschwand und wuchs nur noch in kümmerlichen gelben Büscheln zwischen dem grauweißen Kies des Berges. Eine Hammelherde weidete über ihm an dem sonnendurchglühten Hang und löste kleine Steine, die auf den Wanderer herunterregneten. Ein Hirtenjunge sang in wilder Lust seine rauhen Kanzonen, daß das Echo der Berge die Töne zurückgab.

Nun hatte der Mönch die Höhe erstiegen. Ein graues, plumpes Steinkreuz stand am Weg, von purpurnen Rosen war es umwuchert. Francesco strich mit der Hand über den Samt der Blüten, ohne eine zu brechen. Tief unter ihm auf niedrm Hügel lag Gubbio mit seinen Kirch- und Wachtürmen, und vor ihm senkte sich das Gebirge in eine bewaldete Schlucht. Hier wuchsen dunkle, immergrüne Steineichen, dazwischen hellere Eschen und saftig grüne Ahornbäume; es wehte feucht und kühl herauf, wie wenn ein verborgenes Wasser dort rauschen müßte.

Noch einmal blickte Francesco rnudum. Die Sonne war im Sinken und schwebte wie eine rotglühende Kugel am Horizont. Ueberall stiegen wildgetürmte kahle Berge empor, und im Osten ragte in nebelhafter Ferne ein lichter Schneegipfel über einem dunklen Waldstreif auf. Es war totenstill und einsam um ihn, selbst die Lerchen waren verstummt und der Gesang des Hirten in der Ferne. Langsam wandte der Mönch sich dem Walde zu. Seine Füße bluteten vom rauhen Gestein und von Dornen, die überall nach ihm griffen. Der Weg hatte aufgehört, vom Walde lauerte Dunkelheit und verstecktes Grauen.

Jetzt umfing der kühle Schatten den Einsamen. Es war ein wilder, verlassener Wald. Uralte Stämme lagen vermorscht und dahingesunken am Boden; seltsame Blumen mit bleichen Blütenblättern hauchten betäubenden Duft aus, rote Pilze leuchteten aus fahlem Moos. Eine Kupfernatter, die der nackte Fuß des Mönches aufgescheucht hatte, schoß zischend über den Weg und verschwand in einem dichten Lorbeergebüsch. In dem weißen Kalkstein des Berges gähnten tiefe, schwarze Höhlen, die wie die Pforten zur Hölle aussahen und in die der fromme Bruder nicht ohne geheimes Grauen hineinblickte.

Unter mannshohen Farren versikkerte ein spärliches Wasser; etliche der grünen Wedel waren geknickt und trugen frische Blutspuren. Aufmerksam hob der Mönch den Kopf. Durch die Bäume fielen die roten Strahlen der untergehenden Sonne und ließen die rissigen Stämme der Pinien purpurn erglühen. Ein leiser Rauchgeruch zog durch die Büsche. Der Mönch ging ihm nach, quer nach der Bergwand zu: hier fand er niedergetretenes Gras, ausgerissene, wie im Zorn zerstampfte Giftpilze, zerbrochene Zweige.

Einen Augenblick hielt er inne mit geschlossenen Augen, wie wenn er alle Kraft sammeln müssen, dann drängte er ungestüm voran und kam nach wenigen Schritten zu einem freien Platz vor einer niedern Höhle, auf dem ein schwelendes Feuer brannte. Rauschend schlug das Gebüsch hinter dem Mönch zusammen; da regte es sich in der Höhle. Kriechend kam ein Ungetüm aus dem Dunkel hervor, ein graues Wolfsfell hing ihm um die mächtigen Glieder. Wild heulend, mit einem gewaltigen Satze sprang es auf und schwang eine schwere Keule vor dem zurückweichenden Mönch, der erschreckt ein Kreuz schlug.

Die zwei Männer standen sich gegenüber. In Grauen und Bangen musterte Francesco die blutunterlaufenen lauernden Augen, die wirre zottige Mähne und den langen schwarzen Bart, der voll Zweige und Erdbrocken hing. Dazu die braunen Glieder, hart wie aus dem Holz der Steineichen gehauen, und die breite, behaarte Brust. Um den Arm hatte er blutige Farnkräuter gewickelt, die eine Wunde bedeckten.

„Gott gebe dir seinen Frieden, Bruder Wolf," sagte Francesco endlich mit sanfter Stimme.



**Pater Bockenfoehr bleibt in Rom.**

**Der hochw. Pater Johannes Boekenfoehr O.M.J., bisher Provinzial der St. Marienprovinz der Oblatenpatres, wurde waehrend des im Monat Mai stattgefundenen Generalkapitels der Oblatenpatres zum Generalassistenten ernannt. Dieser neuen Stellung wegen ist sein bisheriges Amt als Provinzialoberer abgelaufen. Es ist der St. Marienprovinz eine große Ehre, daß einer aus ihren Reihen zu dem hohen Amt eines Generalassistenten erwählt wurde. Wir gratulieren dem hochw. Pater Johannes Boekenfoehr aus ganzem Herzen und wünschen ihm Gottes reichsten Segen zu allen Pflichten, die seiner in der neuen Stellung harren. Der Marienbote wird von nun ab Monat für Monat nach Rom wandern, um Pater Generalassistent J. Boekenfoehr unsere Grüße zu überbringen.**

„Was willst du bei mir, Gewürm?" grollte es aus der Brust des Riesen.

„Ich suche dich!"

„Nun wohl, hier bin ich." Er lachte dröhnend. „Willst du einen Kampf mit mir wagen, du spindeldürrer Unglücksrabe? Oder bringst du mir Verdammnis der Hölle mit Tinte auf Pergament?"

„Ich kam ohne Waffen zu dir," sagte Francesco und öffnete die leeren Hände und löste den Strick, der die Kutte zusammenhielt.

„So kommst du als ein Gast?" Der Räuber grinste.

„So ist es, Bruder Wolf. Willst du mir erlauben, dir deine Wunde besser zu verbinden?"

„Ho, die heilt auch so. Du könntest mir ein giftiges Pülverlein in die offenen Adern streuen, Mönchlein," meinte mißtrauisch der Wolf.

„Nein, das könnte ich nicht," sagte Francesco lebhaft.

„Warum nicht?"

„Weil ich dich liebe," antwortete der Heilige.

„Was bist denn du für ein absonderliches Menschentier? Nennst mich Bruder und behauptest, mich zu lieben?"

„Bist du nicht ein Mensch wie ich, und ist nicht Gott unser Vater? Warum sollte ich dich nicht lieben und Bruder nennen?" fragte Francesco in kindlichem Erstaunen. „Mögen andere dich Wehrwolf und Räuber nennen, für mich bist du der Bruder!"

Der Räuber sah ihn blöde an und antwortete nichts. Francesco war müde und erschöpft vor Hunger.

„Willst du mir nicht einen Platz an dem Feuer gönnen, Bruder Wolf? Ich bin lange gewandert und hungrig."

„Du bist allein?" fragte der Wilde mißtrauisch und erholte sich langsam von seinem Erstaunen.

„Ganz allein," versicherte Francesco mit seinem treuherzigen Lächeln. „Du könntest mich erwürgen wie ein Lamm mit deinen Händen."

„Warum sollte ich das!" murrte der Räuber und blickte auf seine behaarten Fäuste. „Du kommst ja nicht im Bösen zu mir."

„Wahrlich nicht, Bruder Wolf."

„Setze dich hier auf die Erde ans Feuer," sagte der Räuber mit täppischer Gastlichkeit. Der Mönch tat es.

Die Dämmerung sank herab, und die roten Flammen geisterten zwischen dem schwelenden Holz. Es wurde kühl, und Francesco schauderte zusammen.

Nun verschwand der Riese in der

# Ueber die Einwanderung nach Canada

**Vom hochw. Pater A. Schimnowski O.M.J., dem Leiter des katholischen Einwanderungsverbandes Westcanadas, erhielten wir folgendes Schreiben:**

**Katholiken!**

**Auf einer Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe Saskatchewans und Manitobas wurde beschlossen, einen Verband zu gründen, der sich mit der Einwanderungsfrage von Katholiken nach Canada beschäftigt. Nach dem Aufruf an alle Katholiken der Welt, den Papst Pius XII. erließ und in dem er bat, doch der großen Not der unermeßlichen Zahl von Heimatslosen in Europa ein Ende zu machen und ihnen eine neue Heimat zu schaffen, ist, so einen Verband zu gründen, auch der Katholiken Pflicht. Aus diesem Grunde haben die Oberhirten unserer Diözesen entschieden, die frühere „Catholic Immigrant Aid Society of Western Canada" wieder zu benutzen. Man beauftragte mich deswegen, in Winnipeg ein Büro zu eröffnen und mit der katholischen Einwanderungsarbeit zu beginnen.**

**Wenn heute auch nur erst die nächsten Verwandten canadischer Bürger die Einwanderungserlaubnis nach Canada erhalten, so beginnt unser Land doch, seine Tore auch anderen Einwanderungswilligen immer weiter zu öffnen. (Im englischen Teil des Marienboten geben wir eine Liste von allen, die jetzt schon nach Canada kommen können.) Auch Leute deutscher Abstammung, die nicht Reichsdeutsche sind, jedoch in Deutschland leben, erhalten wie jedere andere, Einreiseerlaubnis. Ich möchte alle Katholiken besonders auf Punkt c des Paragraphen 4 (siehe englischen Teil des Marienboten) aufmerksam machen. Nach diesem Punkt c kann jeder Farmer, der einen Farmarbeiter deutscher Abstammung haben möchte (doch keinen Reichsdeutschen), sich einen solcher herkommen lassen. Dieser Farmarbeiter braucht mit dem Antragsteller nicht verwandt zu sein.**

**Die Reisekosten einer jeden einwandernden Person von Europa — ganz gleich aus welchem Lande oder aus welcher Stadt — betragen:**

**Von Europa nach Manitoba: $250.00; nach Saskatchewan: $260.00; nach Alberta: 265.00; nach Britisch Columbien: $276.00.**

**Jede weitere Auskunft wird gern gegeben.**

**A. J. Schimnowski O.M.J.**
**Manager,**
**Catholic Immigrant Aid Society of Western Canada**

**701 Confederation Life Bldg.,**
**Winnipeg, Man.**

Briefe sind an diese Adresse zu senden, nicht an den Marienboten.

Höhle und kam bald darauf mit einem Topf voll Schafmilch und einem blutigen Stück Ziegenfleisch zurück. Er bot seinem Gast die Milch, die dieser durstig trank; dann warf er eine Handvoll trockenen Reisigs auf die Glut, daß die Flammen prasselnd in die Höhe schlugen, steckte ein spitzes Holz durch das Fleisch und begann es am Feuer zu rösten.

Sinnend blickte der Mönch in die Flammen. „Ist es nicht schön und freudig, stark und gewaltig, unser Bruder, das Feuer? Wie ein Licht unsere Nacht erhellt . . ."

„Und uns das Ziegenfleisch röstet," fiel höhnisch der Räuber ein, und die roten Flammen warfen zuckende Lichter über das braune, wildbärtige Gesicht des Wolfes und über das blasse, von innen heraus erstrahlende des Heiligen. Dann zog der Räuber den Dolch aus dem Gürtel, zerschnitt das rauchende Fleisch und bot dem Gast auf der Spitze des Messers das beste Stück.

Schweigend aßen sie. Plötzlich lachte der Wilde rauh auf.

„Was lachst du, Bruder Wolf?" fragte Francesco und kaute mühsam das zähe, halbgare Gericht.

„Haha, ich muß lachen. Seit zehn Jahren habe ich mit keinem Menschen die Mahlzeit geteilt, nur die Raben waren meine Genossen. Hörst du sie in den Bäumen krächsen? Sie fürchten sich vor dir."

„Und ist es nicht schön, mit einem Menschen in Freundlichkeit zusammen zu essen?" fragte Bruder Francesco. „Ohne deine Gastlichkeit wäre ich verschmachtet."

„Es ist mir wunderlich . . ." erwiderte der Räuber. „Aber warum sich die Raben vor dir fürchten " fragte er erstaunt und legte die niedrige Stirn in Falten. „Du bist doch nicht zu Fürchten!"

Der Heilige blickte auf und sah den Räuber klar und durchdringend an mit seinen reinen, ernsten Augen.

„Oder doch . . . ?" murmelte der Wilde und wandte sich zur Seite, daß sein Gesicht im Dunkeln blieb.

Die Mahlzeit war zu Ende. Es war ganz finster geworden. Der Nachthimmel blickte in tiefem Blauschwarz zwischen den leise rauschenden Wipfeln herein, ein Stern stand gerade über ihnen und spann einen goldenen Strahl vom Himmel zur



Die Holdeste der Frauen

Erde. Ein dünner blauer Rauch wirbelte kerzengerade vom Feuer in die Höhe und verlor sich unter den Steineichen. Fledermäuse schwirrten um den Platz, und ein Kauz ließ seinen klagenden Ruf ertönen. —

Der Räuber hatte sich der Länge nach ausgestreckt und blinzelte nach dem einsamen Stern hinauf. Francesco hockte nah am Feuer, daß die Funken auf seine Kutte sprühten; er hatte die Knie hochgezogen und die Hände darum gefaltet.

„Warum bist du zu mir herausgekommen, Mönch?" unterbrach der Wolf das Schweigen.

„Um des Friedens willen."

„Das Wort hat einen fremden Klang für einen Gehetzten," antwortete bitter der Räuber.

„Wie bist du hier in die Wüste gekommen, Bruder Wolf?" fragte sanft der Mönch.

„Du willst es wissen?"

Francesco nickte. Der Räuber richtete sich auf und starrte ins Feuer. Es knackte darin, und ein Funkenregen überschüttete die beiden; einer zündete Francescos Kutte.

„Dein Gewand brennt, sagte der Wolf rauh, schlug nach der kleinen Flamme und löschte sie.

„Ach töte nicht Bruder Feuer wenn er an meiner Kutte nagt," wehrte Francesco und sah auf den verkohlten Zipfel, der noch rauchte.

„Wenn ich die Flammen nicht töte, so tötet sie dich."

„Nur mein Gewand. Aber du wolltest erzählen "

„Es ist keine lange Geschichte," sagte der Wolf und stützte sein Gesicht in die Hand, daß man nur noch das wilde Gestrüpp seines schwarzen Bartes sah. „Ich war ein junger Bursche, man nannte mich Giovanni; und ich hatte ein kirchenäugiges Mädchen lieb, die Petronella. Im Sommer hütete ich die Schafe des Grafen von Gubbio, im Winter arbeitete ich bei Petronellas Vater am Webstuhl. Sie war ein feines Mädchen, Mönch, du kannst es mir glauben, wenn du auch davon nichts verstehen magst, und brav war sie auch. Aber eines Tages kommt sie zu mir in die Berge, fällt mir um den Hals und weint, als wollte sie ihr Leben in Tränen ausschütten. Der Graf war schon lange um sie herum gewesen, aber dann sagte er ihr eines Tages, ob sie wisse, daß ich seine Herde bestohlen habe und daß er mich an seinen Galgen, er steht in Gubbio am Nordtor, deshalf hängen lassen werde. Das Mädchen glaubt dem verruchten Lügner, will mich retten und zahlt den Preis für mein Leben, nach dem dem Buben gelüstet."

Francesco erblaßte und seine Augen blickten starr und traurig. „Und du, was tatest du?"

„Ich? Ich tat, was ein Mann tut. Meine Herde ließ ich in den Bergen und lauerte dem Verräter auf. Ein Pfeil traf ihn ins Herz. Mit Bluthunden hetzten sie dann mich und Petronella übers Gebirge; endlich verloren sie meine Spur. Der Apennin ist wild und zerklüftet, und im eisigen Bergwasser kamen die Hunde von der Fährte ab. Petronella ist vor Erschöpfung und Angst gestorben, aber ich, ich wollte mein Leben teuer verkaufen — so ward ich der Wolf von Gubbio."

„Armer Mensch," sagte der Mönch leise, und die Lider sanken ihm wie in schwerer Mündigkeit über die erschöpften Augen.

Der Wilde bog sich lauschend vor. „Was sagtest du?"

„Armer, unglücklicher, friedloser Mensch!"

Der Wolf atmete tief auf. „Ja, ich bin arm, da hast du recht gesagt."

„Aber ich bin gekommen, dir den

Frieden zu bringen. Den Frieden mit den Menschen und den Frieden mit Gott." Francesco sah auf, und ein Strahl brach aus seinen Augen, als er „Gott" sagte.

„Wie das?" Der Räuber sprang auf und stand vor dem Mönch, der sich langsam erhob.

„Du zahlest Leid mit Leid und Unrecht mit Unrecht; so gebarst du der giftigen Sünde stets neue Kinder, die wider dich schreien."

„Ich habe Feuer in den Adern, nicht Schafmilch," grollte der Riese. Francesco lächelte leicht. „Trotzdem — aber lassen wir das Vergangene, Giovanni; Gott ruft dich heute zum Frieden. Gib mir die Hand!"

Fast willenlos legte der grimme Wolf seine ungeschlachte Rechte in die schmale Hand des Mönches.

Mit starker Stimme fuhr Francesco fort: „Und wie ich deine Hand halte in der meinen, so soll ein Bund des Friedens sein zwischen dir und den Menschen. Willigst du ein "

Fast benommen nickte der Wilde.

Francesco neigte sich zu ihm und küßte ihn auf die narbige Stirn. „Und wie ich dich küsse mit dem Friedenskuß, so soll es ein Zeichen sein, daß Gott all deine Untaten auslöschen und dir vergeben will, so du auf dem Wege des Guten bleibst. Willigst du ein, Giovanni?"

Über den Körper des Wolfs flog ein Erschauern, als er die Lippen des Heiligen auf der Stirne fühlte.

„Ja, ich willige ein," antwortete der Verfemte mit gurgelnder Stimme, und in seinem wetterharten Gesicht zuckte es, wie bei einem kleinen Kind, das weinen will.

Hand in Hand standen die beiden Männer und blickten sich an; scheu und in Scham der eine, in weltüberwindender Liebe der andere.

„Du heiliger Mann!" sagte überwältigt der Wilde.

Francesco wehrte ab. „Nenne mich nicht so, Giovanni, heilig ist nur der ewige Gott. Und nun laß uns zur Ruhe gehen, denn morgen haben wir einen langen Weg."

Der Wolf erschrak. „Nach Gubbio? Nein, sie werden mich totschlagen wie einen räudigen Hund."

„Würde ich dich dann hinnehmen? Ich bin doch nicht des Henkers Knecht!" erwiderte der Mönch.

„Wirst du mich schützen vor der



Sommerliche Weiten Saskatchewans

Wut des Volkes? Erst gestern hab ich der Ihren geschlagen, der mir das Mehl wehrte, das er aus der Mühle heimbrachte," kam es zögernd aus des Wolfes Mund.

„An meiner Hand gehst du sicher, ich schütze dich mit meinem eignen Leibe. Vertraust du mir, Giovanni?"

„Ich glaube, daß du Zaubermacht über die Menschen hast, heiliger Bruder. Ich glaube dir!"

„So komm zur Ruhe!" Sie schütteten Erde über das glostende Feuer, der Wolf holte Felle aus der Höhle und breitete sie aus; und friedlich wie zwei Brüder legten sich der Räuber und der Heilige nebeneinander zum Schlafe nieder.

Der andere Morgen fand sie auf dem Wege nach Gubbio.

„Nie hörte ich die Vögel so schön singen," sagte der Räuber verwundert.

Francesco lächelte freundlich.

Die Sonne kam übers Gebirge herauf und rötete die Gipfel; in der Ebene wogte ein weißes Nebelmeer. Die Blumen glitzerten von Tau und senkten schwer ihre Köpfe. Die Natur war herrlich und schuldlos wie am ersten Tag. Ein verlaufenes Schafchen kam ängstlich blökend über den Weg getrottet. Dem Räuber zuckten die Hände, aber er griff nicht nach der leichten Beute.

„Wie sonderbar!" sagte er erstaunt. Francesco verstand ihn und streichelte das weiße Tierchen, das sich zutraulich an ihn anschmiegte.

Dann kam bellend ein zottiger Schäferhund, um es zurückzuholen. Als er den wild aussehenden Mann erblickte, zog er heulend den Schwanz ein und ergriff die Flucht.

„Siehst du?" sagte der Wolf bitter und blieb stehen. „Wie wird es erst bei Menschen ergehen?"

„Komm!" erwiderte Francesco, kein Wort sonst; und der Räuber folgte.

Dann standen sie am Tore Gubbios. G e w a l t i g e s Hörnerblasen schreckte sie auf; der Wächter hatte vom Wartturm den Wolf erkannt und wollte nicht öffnen. Der Mönch klopfte mit dem eisernen Ring gegen die schwere Eichentüre; wie ein Kind griff der Räuber nach der Hand des Gefährten und hielt sie fest.

„Was bringst du, Bruder Francesco?" fragte der Wächter vom Turme herab.

„Den Frieden."

„Wie sprichst du von Frieden und führst doch an deiner Hand frei und ledig den Wolf von Gubbio?"

„Laß uns ein! Ich bürge euch für den Frieden."

Zögernd wurden die knarrenden Torflügel zurückgezogen, und der

Räuber und der Heilige schritten hindurch. Auf der Gasse hatten sich Menschen angesammelt, angelockt von des Wächters Horn. Da ging ein Schrei durch die Stadt und hallte durch alle Gassen. „Der Wolf von Gubbio! Unser Heiliger hat ihn überwältigt und bringt ihn gefangen!" „Heil San Francesco!"

Die Gesichter waren verzerrt von Schaulust, und alle Augen funkelten von Rachsucht.

Der Räuber ging mit gesenktem Haupt, ganz wie ein armer Sünder. Er fühlte die Wogen des Hasses, die an seinen Weg brandeten; aber der Heilige schritt dicht an seiner Seite und hielt seine Hand mit warmem, brüderlichem Druck.

Auf dem Markt war es schwarz von Menschen. Das johlte und tobte. „Der Wolf ist gefangen!" „Endlich ist er in unsere Hand gegeben!" „Schlagt ihn tot!" „Nein, martet ihn!" Werft ihn ins Verließ!" „An den Galgen!"

Ein Knabe hob einen Stein, um nach dem Verfemten zu werfen; ein Weib schlug dem Kind die Hand nieder. „Laß, du triffst den Heiligen!"

Am Brunnen blieben die beiden stehen. Francesco hob den Arm, da verstummte der Lärm.

„Meine Brüder, hier ist Giovanni, der Schafhirt, den ihr den Wof nennt. Er hat seine Sünden bereut, Gott hat ihm verziehen."

Ein Gemurmel erhob sich. „Auf den Block mit ihm!" rief Bombardone und schwang sein blutiges Schlachtmesser.

Finster sah der Wolf nach dem Sprecher, der vor diesem Blick, wie von einem Pfeilschuß getroffen, sich hinter der Menge duckte.

„Sei still, Bombardone, laß den Heiligen reden," schrie ein Weib, „nicht du hast den Wolf gefangen."

„Auch ich haben den Wolf nicht gefangen", begann Bruder Francesco wieder, „freilich ist er mit mir gegangen und will nun kein Räuber mehr sein."

Eisiges Schweigen.

„So bitte ich euch, liebe Brüder, tretet herzu und reicht Giovanni die Hand zum Frieden."

Niemand rührte sich. Der Räuber hob die Augen nicht vom Pflaster, auf dem Gemüsereste und faule Zitronen lagen. Der Heilige sah im



Alinari — Sankt Antonius Wunder

Kreise umher, und sein Auge ruhte auf jedem einzelnen wie mit zwingender Gewalt.

„Nie werde ich dem Mörder meines Sohnes die Hand reichen!" gellte eine Frauenstimme aus der Menge. „Macht Platz, daß ich ihm ins Gesicht speie, dem Werwolf, dem Bluthund!" Ein Weib mit gelöstem Kopftuch und verzerrten Zügen brach sich Bahn und stand nun, bleich vor Wut und Haß, vor dem Riesen, der immer noch nicht aufblickte.

„Du, o du, du Ausgeburt der Hölle!" schrie die Rasende und hob die geballte Faust. Da trat der Mönch vor seinen Gefährten, und der Schlag traf sein Gesicht.

Erschrocken ließ das Weib die Hand sinken, Blut rann über Francescos Stirne. „Ich bürgte ihm für sein Leben, Brüder, ihr tötet zuerst mich, ehe ihr ihn erreicht!" rief er drohend.

„Laß mich, Mönch," flüsterte der Wolf und rührte von hinten seine Kutte an. „Du sollst nicht um mich leiden; laß sie mein Leben nehmen. Was liegt an mir "

Mit leuchtenden Augen kehrte sich Francesco zu ihm hin und küßte ihn vor allem Volk. „Und wenn dich diese nicht wollen, ich nehme dich zum Bruder an."

Das leichtbewegte Volk kam außer sich beim Anblick des blutenden Mönches, der dem Räuber den Bruderkuß gab. Sie schrien durcheinander, bald den Wolf fluchend, bald zum Frieden redend und den Heiligen preisend. Aber keiner wagte es, sich den Zweien zu näheren.

Da öffnete sich dem Brunnen gegenüber die Kirchentür, und ein Mädchen trat heraus; man sah, daß sie vom Gebet kam, so still blickte sie. Über die Köpfe der Menge weg erkannte sie aufsehend den Heiligen und neben ihm die wilde Gestalt des grimmen Wolfs am Brunnen stehen. Da ging ein Freudenschein über ihr ernstes, gesammeltes Gesicht. Sie tauchte den Finger ins Weihwasserbecken an der Tür und stieg eilig die Marmortreppe herunter, die von der Kirche auf den Markt führte. Sie drängte sich ungestüm durch die Menge, und ihr Ohr fing dabei die Reden der Umstehenden auf. „Dem Wolf die Friedenshand bieten? Unmöglich!" „Gelt! Daß er morgen wieder vergißt, was er heute gelobt!" „Sollen wir ihn an unserm Herd dulden? In unserer Stadt?" „Aber der Heilige! Seht, wie liebevoll er mit ihm spricht!" „Ach was, der glaubt, daß alle so sind wie er! Was weiß er von Räubern und Mördern!"

Ohne sich aufhalten zu lassen, war Leonita bis zum Brunnen vorgedrungen und stand nun vor dem Mönch.

„Bruder Francesco," sagte sie freudig, „so hat Gott mein armes Gebet doch erhört und dich lebend wieder zu uns gebracht?"

„Ja, Leonita," sagte der Mönch und deutete auf seinen Gefährten, „es ist Friede!"

Scheu sah das Mädchen zu dem wilden Mann auf, der halb trotzig,

halb traurig aus den umbuschten Augen auf sie hinblickte.

„Willkommen hier in unserer Stadt," sagte sie leise und bot ihm die schmale, weiße Mädchenhand, „und Dank, daß du Bruder Francescos Leben schontest."

Hastig griff der Riese nach der zitternden Hand und drückte sie heftig, ein paar wirre Worte stammelnd.

Über das Gesicht des Mönches lief eine Träne. „Selig sind die Friedfertigen!"

Das Volk drängte und starrte mit glühender Teilnahme auf den Vorgang. „Die Leonita!" „Was hat der Heilige gesagt? Selig sind die Friedfertigen?"

Plötzlich stand neben dem Mädchen ein altes, vertrocknetes Mütterchen, das verlegen seine Gichtfinger dem Räuber hinstreckte. Und wie wenn ein Bann gebrochen wäre, so drängten sich jetzt alle herbei, um mit dem schrecklichen Wolf den Friedensbund zu besiegeln. Zuallererst kam auch die Mutter des Gemordeten. Kurz vor dem Mörder blieb sie stehen und begann am ganzen Körper zu zittern. Der Wolf wich zurück und drängte sich an den Brunnenrand; er schien fast in sich zusammenzukriechen. Mehrfach setzte die Frau zum Sprechen an und brachte keinen Ton hervor.

„Bruder Francesco, vergib mir den Schlag," bat sie endlich mit gesenkten Augen.

„Vergib auch du, so wird dir vergeben," erwiderte ernst und mild der Mönch.

Sie zögerte; dann seufzte sie tief auf. „Bruder Francesco, du verlangst Unmenschliches!"

„Nicht ich!" Er zog ein hölzernes Kruzifix heraus und reichte es ihr zum Kusse hin.

Inbrünstig berührte sie es mit den Lippen, dann wendete sie sich langsam und reichte dem Wolf die Hand. Aber dann verhüllte sie ihr Haupt und flüchtete laut weinend nach der Kirche.

Starr blickte der Räuber ihr nach; dunkle Röte stieg in sein bronzefarbenes Gesicht; Schweißtropfen perlten auf seiner düstern Stirne.

„Er spielt auf Menschenherzen wie ein Saitenspieler auf seiner Harfe," sagte der ehrbare Bürger und ging kopfschüttelnd davon.

Die Leute verliefen sich allmählich; es gab nichts mehr zu sehen. Auch der Mönch schickte sich zum Gehen an.

„Willst du hier bleiben in Gubbio?" wandte er sich an seinen erschütterten Gefährten. „Ich will dir ein Haus suchen, das ich in seine Dienste nimmt und dir das tägliche Brot gewährt."

„Nein, nein, Bruder Francesco," wehrte erschrocken der Wolf. „Sie können verzeihen unter dem Bann deiner Gewalt, aber sie können nicht vergessen. Mich laß immer unter deiner Hand bleiben, mach mich zu einem der Deinen." Bittend faßte er des Mönches Kleid. „Oder ist es zuviel verlangt?" fragte er zaghaft.

Forschend senkte der Heilige seine strahlenden Augen in die unruhigen, des Wolfs, dann sagte er ernst: „Du tauschest die Freiheit mit der Gebundenheit, die Zügellosigkeit mit Fasten und Büßen, Armut und Mangel wird dir treu bleiben wie bisher. Ist dir das nicht zu schwer?"

„Nichts ist zu schwer, was du mit mir teilst!" rief leidenschaftlich der Wilde.

„Nun wohl, Bruder Giovanni, so nehme ich dich auf in den Orden der büßenden Brüder. Folge mir nach Assisi!"

„Ah, nun ist der Wolf von Gubbio doch getötet von Bruder Francesco!" frohlockte Leonita, die zugehört hatte.

Und Hand in Hand schritten der Heilige und der Räuber aus der Stadt.

---

# Der Witz als rettender Engel

Ein guter, gelungener Witz hat schon so manchen aus einer heiklen Situation gerettet. Ja, es gibt sogar Fälle, wo Schlagfertigkeit und Humor im richtigen Moment angewendet, geradezu schicksalsbestimmend gewirkt haben.

Ein Graf Tolstoi, Vorfahre des großen Dichters, stand eines Tages mit einigen Freunden in einem Saal des kaiserlichen Winterpalais und wartete mit einigen anderen Persönlichkeiten der Petersburger Gesellschaft, bis er zum Zaren vorgelassen würde. Um die Wartezeit zu verkürzen, gab der junge Graf eine Vorstellung, in der er den Zaren so naturgetreu nachahmte, daß die Anwesenden immer wieder lachen mußten. Plötzlich verstummten sie alle erschrocken, und als Tolstoi sich umsah, bemerkte er, daß der Zar in der Nähe war.

Dieser blickte den Offizier streng an, und die Situation sah ziemlich bedrohlich aus. Da tat nun der junge Offizier etwas, was seine Laufbahn rettete. Er verzog sein Gesicht wieder, machte die Handbewegung des Zaren nach und sagte: „Tolstoi, du hast dich über mich lustig gemacht und ich müßte dich schwer bestrafen. Aber weil du so jung bist, will ich dir diesmal die Frechheit verzeihen!" Der Zar lachte herzlich über diesen gelungenen Einfall und vergab dem jungen Grafen.

---

Jede Schwiegermutter müßte Sorgen tragen, daß sie besser und edler erscheint, als ihr Ruf ist.

Eifersucht ist immer ein garstiges Gewächs. Doppelt häßlich, wenn des Sohnes Mutter auf die Schwiegertochter mit Giftaugen der Eifersucht schaut.

Manche Hausfrau geht mehr aus, als sie zu Hause ist.

# Der Montag

Von P. Otto Hophan, Stans

Der Montag ist ein junger Mann, der von der Stille und Idylle des Sonntags wie von einem Vaterhause aufbricht und in die Welt hinauszieht, in das Werk, freudig und stark. Schön ist die Wanderung hinaus in die Welt auf den langen, lockenden Straßen, im Schritte mit dem munteren Bach, der neben dir her fließt und plaudert, vorbei an den blühenden Wiesen, die uns die Schönheit Gottes verraten, vorüber an den Feldern, die der Ernte entgegenreifen und nach einem Ausschau halten, der sie zu segensreichen Garben bindet. Und so ist jede Woche, die sich vom Sonntage weg hinaus zu den Horizonten des Samstags dehnt, ein blühendes, sprossendes Feld, Halm an Halm, Pflicht an Pflicht, Ruf an Ruf, die des Schnitters harren, der sie erst fruchtbar macht. Und der junge Mann, der Montag, blickt freudig bewegt über diese bittenden Tage dahin, denen er sich schenken soll. Wie sehr kommt dieser stumme Ruf seiner eigenen Sehnsucht entgegen, denn in ihm lebt der Drang zum Tun. Unzufrieden, unglücklich müßte er bei untätigen Händen sein und bei Talenten, die in einem Grabe vermodern. Welche Lust ist es zu schaffen! Franziskus spricht davon als wie von einer göttlichen Gnade, von „der Gnade, zu arbeiten". Erst wem diese Gnade entzogen ist oder lange entzogen ward, weiß um die Seligkeit des Montagmorgens. Müßten wir am nächsten Montag mit Decken und Tabellen in einem Sanatorium antreten für Monate, deren Zahl nie angegeben wird, oder müßten wir mit der Arbeitskündigung in der Tasche auf aussichtslose Suche gehen, wir würden diese Seligkeit, die uns zur Selbstverständlichkeit geworden ist, erfassen. Freudig sollten wir einen dankenden Jauchzer zu Gott hinauf tun, wenn wir am Montagmorgen erwachen; es ist ja fast wie das Erwachen Adams im Paradies, als ihm der Herr die Erde übergab.

Sehr viele Menschen treten dem Montag nicht mit solchen Hochgefühlen entgegen. Ihnen ist der Montag nicht ein sympathischer junger Mann, sondern eine ältere Frau, hergenommen vom Leben und bedrückt und still geworden von langer Not und Sorge. In welche Höhlen müssen am Montag unzählige Menschen kriechen, um hier in Hast und Hetze, in Rauch und Staub, in Geschrei und Getöse auszuharren, sechs schwere Tage bis zum Samstag. Millionen von Arbeitern obliegt kein selbständiges Tun, kein schöpferisches Werk, sie sind „nur" Angestellte, manchmal fast nur Sklaven, ja noch weniger, nur Automaten. Wohl empfinden nicht alle gleich hart die Last eines eintönigen Daseins; viele hätten keine Neigung, ihren verborgenen Posten mit einem Platz in der Sonne zu tauschen. Irgendwie wird indes ungefreute, unpersönliche Arbeit jeden Menschen belasten, um so stärker, je persönlicher und befähigter innerlich ein Mensch gebaut ist. Es versteht sich, daß diese Mühseligen und Beladenen den Montag nicht jauchzend, sondern seufzend, stöhnend empfangen. Unmöglich können sie ihren harten Wochen die Arme wie einem Freunde entgegenbreiten; es ist schon heroisch, wenn sie ihre harten Tage wie ein Kreuz begrüßen und am Montag, diesem zweiten Wochentag, auch die zweite Station des Kreuzweges mitvollziehen: Jesus nimmt das schwere Kreuz auf Sich!

In der Bibel wird der erste „Montag" dieser Weltenzeit mit den Worten beschrieben: „Gott sprach: ‚Es werde eine Feste inmitten des Wassers, und sie bilde eine Scheidewand zwischen den Wassern.' Und es geschah also. Gott machte die Feste und schied zwischen den Wassern unterhalb der Feste und den Wassern über der Feste. Und Gott nannte die Feste ‚Himmel'. Und Gott sah, daß es gut war. Und es ward Abend, und es ward Morgen, der zweite Tag." Dieser Bericht über den biblischen ersten Montag darf auch sinnbildlich gedeutet werden. Am Montag einer jeden Woche muß wie in der Schöpfungswoche immer wieder aufs neue „eine Feste" geschaffen werden. Diese „Feste", die all die „untern Wasser", die Mühsal und die Trübsal, die Tränen und den Schweiß jeder Woche herrlich überwölbt, ist „der Himmel", der Glaube an das Jenseitige. Der Glaube allein gibt uns inmitten der Wellen und Wogen, die am Anfang einer jeden Woche auf uns einstürmen, den unerschütterlichen Halt, daß sie uns nicht verschlagen und verschlingen.

Das will nicht heißen, daß wir jene, die an ihrem Werk und Leben leiden, getrost und einfach auf das Jenseits weisen dürften. Ist aber alles erreicht, wenn einmal jeder Arbeiter hinreichenden Lohn, sein eigenes Häuschen und bezahlte Ferien hat, bleibt das Menschenleben ohne eine „Feste am Himmel" nicht doch allen Schwankungen preisgegeben? Erst die Ueberzeugung des Glaubens schafft in allen irdischen Wechselfällen festen Stand. Erst im Lichte des Glaubens schimmert auch durch dunkle Schicksale ein göttlicher Funke. Erst in der Verheißung des Glaubens werden wir inne, daß ein Vater im Himmel auch das Verborgene sieht und lohnt.

Noch ein drittes Antlitz hat der Montag, nicht nur das glückselige eines frischen jungen Mannes, nicht nur das mühselige einer kummervollen älteren Frau, sondern auch das trübselige eines Weichlings und Feiglings, der die Arbeit scheut. Es gibt nämlich auch einen Montag, der nicht in die Woche hinaus will, immer möchte er daheim, beim Sonn- und Festtag herumhocken. Der „blaue Mon-

tag" ist bekannt. Der Ausdruck kommt schon im Mittelalter vor, urkundlich erstmals im Jahre 1515. Anfänglich wurde nur der arbeitsfreie Montag der Fastnachtswoche „blau" genannt, „blau" vielleicht deswegen, weil er der Fastenzeit voranging, deren liturgische Farbe „blau", das heißt violett ist. Eine andere, minderfromme, aber wahrscheinlichere Deutung leitet dieses „blau" von „bläuen", prügeln ab, weil erfahrungsgemäß tolle Lustbarkeiten leicht in Prügeleien und Pöbeleien enden. Allmählich übertrug sich das Wort vom „blauen Montag" in der Fastnachtswoche auf jeden Montag, an dem „gefeiert" statt gearbeitet wurde. Und das kam häufig vor. Die Handwerker-Innungen schleppten ihre Versammlungen und Gelage vom Sonntag gerne bis tief in den Montag hinein, sodaß schließlich der Reichstag im Jahre 1731 und wiederum ein Edikt Friederichs des Großen im Jahre 1783 die Unsitte des Blauen Montags von Amts und Staats wegen abschaften. Unerbitterlicher noch hat das Zeitalter der Industrie mit dieser zweifelhaften Romantik aufgeräumt. Der Mißbrauch ist verschwunden, die Mißstimmung ist geblieben bei all jenen, die sich am Montag nur schwer vom Festen und Nichtstun des Sonntags trennen. Kaum ein anderer Tag der Woche steht so unter Unlust und Unmut wie der Montag. Der Montag hat im Hinblick auf diese Verstimmten und Vergrimmten den richtigen Namen. Denn der Mond, dieses bald zunehmende, bald abnehmende Gestirn, „luna" im Lateinischen, ist Sinnbild und Patron der Launen und der Launischen. Viele haben am Montag wirklich ihren Mond-tag!

Wer um den Sonntag dieser Leute weiß, versteht es, daß sie sich im Montag nicht zurechtfinden. Wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so auch der Montag vom Sonntag. Wessen Sonntag hell und rein in Licht erstand, dessen Montag wird mild und freundlich davon nachleuchten. Je toller und trüber jedoch ein Sonntag war, desto trister wird auch der Montag sein. Der Montag ist das Examen des Sonntags.

Der trübselige Montag reicht aber noch tiefer hinunter in verkehrte Lebensgrundsätze. Immer mehr macht sich die Auffassung breit, der Sinn des Lebens liege im Vergnügen. Nur was Genuß einbringt, wird gewertet, nur die „Festtage" zählen. Zwischen den Werktagen schlängeln sich viele gewandt durch, um möglichst bequem, möglichst ungeschoren, möglichst rasch davon loszukommen. Der Werktag ist ihnen etwas Nichtseinsollendes, ein notwendiges Uebel, das leider in Kauf genommen werden muß. Es versteht sich, daß solchen Auffassungen der Montag, der den edlen, ernsten Reigen der Werktage anführt, am meisten verhaßt ist. Nur gezwungen gehen viele am Montag mit, innerlich sind sie nicht dabei; ihr Sinn und ihr Herz sind bereits wieder vorausgelaufen zum Tanz und Matsch des nächsten Sonntags. Die sechs schönen, wichtigen Werktage sind ihnen nur ein verächtliches Sprungbrett auf die Genüsse des Sonntags.

Unmännlich, unwürdig, unchristlich ist eine solche Haltung. Gewiß sind wir nicht auf der Welt um nur zu schuften, aber auch nicht, um nur zu festen. Jeder ist in die Welt gestellt, um sein von Gott ihm zugedachtes Werk zu vollbringen, und wäre es noch so bescheiden. Nicht möglichst wenig, nein, möglichst viel sollen wir aus uns herausholen. Die Werktage sind darum nicht bloße Wartetage auf den nächsten Sonntag hin, sondern Werttage für dieses und das andere Leben.

Die Andacht des Volkes verehrt am Montag die heiligen Engel. Es ist so sinnvoll, wenn wir uns bei Beginn einer neuen Woche den heiligen Engeln empfehlen. Die kurze, lange Reise durch eine Woche ist beschwerlich, gefährlich: doch die heiligen Engel werden uns wie den jungen Tobias durch alle Widrigkeiten, die Leib oder Seele bedrohen, sicher heimwärtsführen zur fernen „Feste des Himmels". Dem gütigen Walten dieser unsichtbaren Vertreter der göttlichen Vorsehung sei am Montag die anbrechende Woche vertraut mit den lieben Worten, die uns einst die Mutter im Wunderland der Kindheit lehrte: „Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein. Hilf mir leben gut und fromm, daß ich in den Himmel komm!"

---

# Des Pilgers Trost

Ach, wie ist der Tag so schwüle,
Und die Sonne brennt so heiß.
Müde hab' ich mich gewandert,
Von der Stirne tropft der Schweiß.
Doch, mein Herz, was klagest du?
Heim geht's ja, zur süßen Ruh'.

Arbeit füllt die harten Tage,
Neue Müh' bringt jede Stund'.
Meine Seele ist ermattet,
Und die Hand ist krank und wund.
Doch, mein Herz, was klagest du?
Heim geht's ja, zur süßen Ruh'.

Bälder, als du selbst es ahnest,
Bricht der stille Abend an.
Sieh' das Tagwerk ist vollendet,
Alles eilt dem Ende zu,
Und wenn nicht — so gehst doch du . . . .

Leonarda

# Brot!



Für jedes Care-Paket (zehn Dollar), daß wir im Namen unserer freudigen Geber nach Deutschland senden, erhalten wir einen warmen Dankesbrief und zehn Bittschreiben. Wir kennen die Leute nicht, denen wir unsere Pakete zusenden. Wir wissen aber, daß sie Hunger haben und daß sie weinen, wenn sie die paar Sachen sehen, die im Pakete sind. So etwas sind sie nicht mehr gewohnt. Auch die Liebe ist ihnen wie ein Wesen geworden, an das sie nicht mehr glauben. Bis dann plötzlich der Briefträger bei ihnen anklopft und ihnen sagt: Es ist ein Care-Paket aus Canada für Sie da. Und dann schreiben die Väter und die Mütter: Die Liebe war bei uns. Wißt ihr Leute dort drüben in Canada, was das heißt? Man treibt uns, man hetzt uns, man hungert uns aus. Unserer Kinder Trostlosigkeit müssen wir sehen. Und das tut weh. Fast denken wir, daß alles, was wir von der Liebe gehört, die größte Lüge der Welt sei. Da kommt plötzlich Euer Paket und wir können die Tränen nicht mehr zurückhalten: Die Liebe ist doch da. Sie ist in den Herzen der Guten und Frommen. Ihr sendet uns Nahrung und Ihr schenket uns den Glauben wieder, den Glauben an Gott und an Seine Liebe.

Folgende Gaben erhielten wir im Laufe des vergangenen Monats:

| | |
|---|---:|
| Mai-Marienbote | $2,906.08 |
| Anton Schamber, Edmonton ,Alta. | 2.00 |
| Emanuel Stang, Cosine, Sask. | 5.00 |
| Stephan Klotz, Regina, Sask. | 20.00 |
| Ein Freund, Morinville, Alta. | 20.00 |
| Frau Rehm, Regina, Sask. | 10.00 |
| Valentin Kambeitz, Sedley, Sask. | 10.00 |
| Johannes Klein, Thorsby, Alta. | 5.00 |
| Franz Brunner, Yorkton, Sask. | 15.00 |
| Frau Joh. Brossart, Sr., Allan, Sask. | 7.00 |
| | $3,000.08 |

# DER TRICK

Eine junge Pariser Näherin kam vor einigen Jahren zum Polizeikommissar ihres Viertels und erzählte ihm, daß sie zwei Tage vorher ein elegant gekleideter Herr angeredet und ihr Komplimente über ihr prachtvolles, goldblondes Haar gemacht habe. Dann hätte er sie ersucht, ihm dieses Haar für tausend Franken zu verkaufen. Er sei, so fügte er hinzu, Erfinder eines Haarwuchsmittels, für das er Reklame machen müsse.

Das Fräulein bat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus, und nach Ablauf derselben willigte sie in den Handel ein. Im Atelier des Herrn photographierte dieser sie zunächst bei vollem, aufgelöstem Haar, dann schnitt er es ihr in Schulterhöhe ab und photographierte sie so ein zweites Mal. Schließlich nahm er seine sogenannte „Tondeuse" zur Hand und rasierte ihr damit den Kopf vollständig kahl, worauf eine dritte Photographie genommen wurde.

Als das Fräulein sich in diesem Aufzuge im Spiegel sah, begann sie heftig zu weinen, tröstete sich aber schließlich mit der Aussicht auf die tausend Franken. Der „Erfinder" aber gab ihr nur hundert Franken und warf sie dann hinaus. Daher die Klage bei dem Kommissär.

Der Beamte sandte einen Geheimschutzmann nach der Rue de Taqueville, wo der „Erfinder" wohnte, damit er sich von der Richtigkeit der Darstellung überzeuge. Bei seiner Rückkehr zeigte der Schutzmann triumphierend drei Photographien, die den beschriebenen völlig entsprachen. Unter der Aufnahme des kahlen Kopfes des Mädchens stand das Wort „vorher" unter der zweiten Aufnahme die Worte: „nach drei Monaten", und unter der ersten — mit dem schönen, vollen Haar — die Bemerkung „nach sechs Monaten".

Es versteht sich von selbst, daß der „Erfinder" sein nieversagendes Haarwuchsmittel" in Zukunft nicht mehr anbieten konnte, und daß zunächst einmal die junge Näherin in den Besitz der ihr zugesagten Entschädigung der 1000 Franken kam.

# Beim Pfingstrennen

Von J. Lechenbauer.

Im Städtchen wurde Pferdemarkt abgehalten. In den Straßen und Gäßchen herrschte das bei diesen Gelegenheiten eigene Leben und Treiben. Die Gasthäuser waren überfüllt, lärmendes Stimmengewirr drang aus den Räumen. Ueber den Marktplatz schritt ein Bursche, eine langaufgeschossene Gestalt; Güte und Offenheit sprachen aus seinen Zügen; daneben lagerte der Schalk.

„Was ist's, Blasi?“ rief ihn ein ältlicher Landmann an, „keine Geschäfte gemacht heut'? Hast nichts eingehandelt?“

„Ah nein!“ machte der Blasi und kraute sich hinter den Ohren; „Ihr habt ja nichts auf den Markt gebracht als schwere Ackergäul'. Und ich brauche doch ein leichtes Rößl für mei' Wagl, wenn ich gerade irgendwohin kutschieren will. Auch zur Milchbeförderung auf die Station!

„Hei!“ meinte der andere nachdenklich, „beim Torbräu drüben hält ein Schlawak (Slowak) ein Rößl feil, das ist gewiß eine leichte War'! Schau' dir's einmal an!“

Lachend trollte er von dannen. Blasi besann sich eine Weile. Nun, hingehen konnte er ja, das verschlug nichts.

Im Hofraum beim Torbräu stieß er auf einen abgerissenen Gesellen mit struppigem Bart und Kopfhaar; aus dem gelbbraunen Gesichte blitzten ein Paar schwarze stechende Äuglein. Ihm zur Seite stand ein mageres Rößlein mit traurig zur Erde gesenktem Kopfe.

„He, da gaufen!“ rief der Händler, in Blasi sofort einen Kauflustigen witternd. „Schönes Roß das! Prachtroß! Fromm und willig! Nix bocken! Nix durchgehen! Gut ziehen! Man gann alles mit ihm macken, reiten, fahren, ziehen! Alles, was man will!“

Mit einem mitleidigen Blicke auf das Rößlein, an dessen ausgemergeltem Leibe die Rippen zu zählen waren, wollte sich Blasi wegbegeben; doch der Händler hielt ihn am Arme fest.

„Gut Roß, gaufen! Es wird Sie reuen, wenn Sie nicht gaufen! Sehen Sie sich das gut Roß mal an!“

Blasi unterzog jetzt das Pferd einer eingehenden Besichtigung. Außer der jämerlichen Abmagerung endeckte er keinen Fehler an ihm; er fing an zu überlegen. Das Tier war noch ziemlich jung; bei guter Fütterung und Pflege würde es sich vielleicht herausmachen und für seine Zwecke tauglich werden.

„Ich vergauf es spottbillig!“ versicherte der Händler, stellte aber trotzdem einen verhältnismäßig hohen Preis, und nur das Mitleid mit dem armen ausgehungerten Tiere bewog Blasi, es zu kaufen.

„Sie haben einen guten Gauf gemacht, Sie werden sehen,“ sagte der Händler, indem er vergnügt das Geld einstrich. Auf dem Heimwege regnete es dem Blasi Spottreden und Sticheleien. Doch der Sumperblasi hatte ein dickes Fell, durch das nicht so leicht ein Hieb drang. Er führte sein „Füchsl“ in den Stall, und für dieses begann jetzt ein wahres Schlaraffenleben, gute Fütterung und wenig Plage. Trotzdem wollten sich seine Glieder nicht runden, doch da sich das Rößlein als gesund und sehr brauchbar erwies, war der Blasi mit seinem Kaufe zufrieden.

Eines Tages stand er, gemütlich sein Pfeifchen schmauchend, unter der Haustüre und genoß mit Behagen die Abendruhe. Sein Blick schweifte die Straße hinab, von woher Hufschlag ertönte und eine dichte Staubwolke aufwirbelte; gleich darauf sprengte ein schmucker junger Reiter auf ebenso schmuckem Rosse zum Dorfe herein. Sein dunkles, blitzendes Auge fiel auf Blasi. Das Pferd anhaltend, rief er ihm zu: „Was ist's, Blasi? Tust mit beim Pfingstrennen?“ —

„Kannst dir's ohnehin denken, Franz! Und du reitest wohl deinen Gaul dafür schon ein?“

Der andere überhörte die Frage. „Also ja? Tust mit?“

„Wenn ich's eh' sag! Freilich!“

Ein hämischer Zug entstellte das hübsche Gesicht des Reiters.

„Nun, dann renn' nur grad mit deinem Klepper die Schrank' nicht ein!“, spottete er, und mit einem kurzen Auflachen sprengte der Bursche davon. Blasi sah ihm sinnend nach. — Ein hübscher Bursche war der Franz unstreitig und kühn und verwegen über die Maßen. Bei dem in der Gegend üblichen Pfingstrennen trug er regelmäßig den ersten Preis davon. Ebenso regelmäßig wie er, Blasi selbst, stets als letzter eintrabte, was jedesmal unter unbändigem Gelächter und stürmischem Händegeklatsch der zahlreichen Zuschauer ge-

---

Ereifre dich nicht über böse Menschen. Hab keine Lust, mit ihnen zu verkehren. Denn ihr Herz plant nur Gewalttat, nur Unheil reden ihre Lippen.

Bibel

Durch Weisheit wird ein Haus erbaut, durch Einsicht wird es fest gegründet. Durch Klugheit füllen sich die Kammern mit allerlei kostbarer Habe.

Bibel

Der Weise ist dem Starken überlegen, dem Kraftvollen der Kluge.

Bibel

schah. Darauf hatte der Bogenberger Franz vorhin angespielt. Nun, mochte der Hochmutspinsel seinen Triumph haben und die Leute ihren Spaß! Er gönnte es ihnen. „Aber auslassen tu ich doch nicht", nahm er sich vor, „um alles in der Welt nicht! Ich reit' wieder mit, geht es krumm oder gerade!"

Mit diesem Vorsatz schritt er der Stallung zu. Bei seinem Eintritt begrüßte ihn ein freundliches Wiehern. Die Rößlein kannten und liebten alle ihren gütigen Herrn. Er trat zu einem stattlichen hübschen Braunen, der ihn mit seinen klugen Augen ansah und den schönen Kopf an ihn schmiegte.

„Gelt," sagte Blasi, „jetzt schmeichelst du und tust mir schön, und sobald es drauf und drann kommt, laßt du mich im Stich. Bei zwei Rennen hast du mich schon erbärmlich angeführt, ein drittes Mal kriegst mich nimmer dran! Diesmal nehm ich mir einen andern!" Prüfend ließ er den Blick umhergleiten.

„Ich mein' gar, ich reit' mit dem ‚Füchsl'", entschloß er sich. „Freilich, Staat machen kann ich nicht mit ihm, doch auf ein bissel mehr oder weniger Auslachen kommt's schließlich nicht an. Probieren wir es halt miteinander, wir zwei, gelt, Füchsl!" Er tätschelte den schlanken Hals des Tieres. Das Rößlein wieherte ihm freudig zu.

Der Pfingstmontag brachte herrliches Wetter. Freundlich lachte die Sonne hernieder auf die verjüngte Erde und auf das bunte Menschengewimmel, das auf der außerhalb des Ortes gelegenen Anhöhe drängte und wogte, von wo aus der Rennplatz gut zu übersehen war. Eben nahte die stattliche Ritterschar und nahm in gerader Linie vor der geschlossenen Schranke Aufstellung. Stramm saßen die Burschen auf ihren wohlgepflegten Rossen ,an denen in letzter Zeit der Hafer nicht gespart worden war. Des Bogenberger Franz hohe Gestalt ragte aus allen hervor; mit stolz zurückgeworfenem Kopfe und selbstbewußtem Lächeln schaute er siegesgewiß über die ihm zujubelnde Menge hin. Auf Bürgermeisters Anna, einem bildhübschen Mädchen mit sanften reinen Zügen, blieb sein Blick haften. Sie bemerkte es kaum; suchend glitten ihre Augen über die Reiterschar, leichte Unruhe und Enttäuschung spiegelten sich auf ihrem lieblichen Gesicht. Der, den sie suchte, fehlte.

Der Trompeter rüstete sich zum Signal. Im selben Augenblick erschien auf der seitlichen Höhe ein Reiter, eine lange Gestalt auf kleinem

## Zum Monat des Herzen und des Frohnleichnams Jesu.

1 Cor., 11, 23-26

„Brüder: Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe. In der Nacht, da der Herr Jesus verraten wurde, nahm er Brot, brach es unter Danksagung und sprach: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Tut dies zu meinem Andenken." Ebenso nahm Er nach dem Mähle den Kelch und sprach: „Dieser Kelch ist der neue Bund in Meinem Blute. Sooft ihr ihn trinket, tut es zu meinem Andenken." Sooft ihr nämlich dieses Brot esset und den Kelch trinket, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis Er wiederkommt."

Röm. 11, 33-36

„O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Wie unerforschlich sind Seine Ratschlüsse, wie unergründlich Seine Wege.

Denn wer erkennt den Sinn des Herrn?
Wer ist Sein Ratgeber?

Wer gibt Ihm zuerst etwas, daß Er es ihm vergelten müsse? Aus Ihm und durch Ihn und für Ihn ist alles. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen."

Epheser, 17-19

„Möge der Gott unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Herrlichkeit euch zu Seiner Erkenntnis den Geist der Weisheit und Offenbarung verleihen. Möge Er die Augen eures Herzen erleuchten, damit ihr einseht, zu welcher Hoffnung ihr berufen seid, wie reich und herrlich Sein Erbe für die Heiligen, und wie überwältigend groß Seine Macht ist, die Er an uns Gläubigen gezeigt."

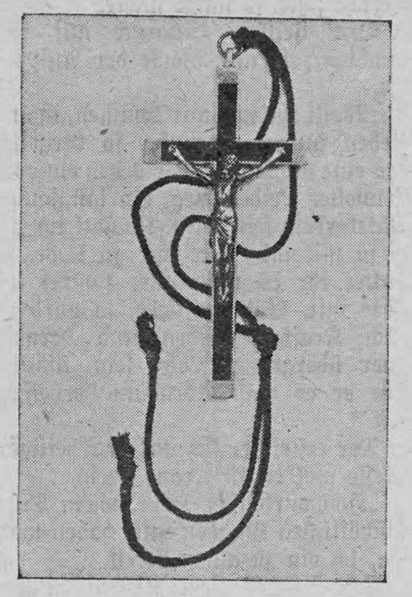
Epheser, 2, 18-19

„Dann werdet ihr mit allen Heiligen zu ermessen vermögen die Breite und Länge und Höhe und Tiefe der Liebe Christi, die alle Begriffe übersteigt."

1 Cor. 11, 28-30

„Doch prüfe sich der Mensch, und dann erst esse er von dem Brote und trinke aus dem Kelche. Denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht, da er den Leib des Herrn nicht (von gewöhnlichen Speisen) unterscheidet. Darum gibt es unter euch viele Schwache und Kranke, und darum entschlafen so viele."

„Ich bin blind — Dein Geist muß mich erleuchten.
Ich bin dürr — Dein Blut muß mich befruchten.
Ich bin tot — Dein Atem muß mir Leben, Geist und Liebe, Kraft und Glauben geben."



# Vom Gaukler zum büssenden Laienbruder

**Von P. Wilhelm Carduck O.M.J.**

Bei der Rückkehr eines Sünders zu Gott, eines Nichtkatholiken zur wahren Kirche, kann man einen Blick werfen in das allmähliche Wirken und Siegen der Gnade, in das langsame Werden des Gotteskindes.

Doch läßt sich Gottes Wirken in den Seelen nicht in eine einheitliche Schablone zwängen. Daher bleiben auch ganz plötzliche Bekehrungen nie völlig aus; Damaskus-Stunden werden immer wieder für auserwählte Seelen schlagen.

Ein Beispiel solch urplötzlicher Bekehrung soll anbei geschildert werden.

Bruder Franz Leriche, geboren am 18. März 1822, entstammte einer Familie im nordwestlichen Frankreich, die auf Jahrmärkten sich wichtig zu machen und den Leuten Geld zu entlocken wußte.

Franz war ein würdiger Sproß dieser Familie, denn von Jugend auf tat er sich vor allen hervor als Marktschreier, Seiltänzer und Gaukler.

Religion war in der Familie nicht nur Privatsache, sondern in höchstem Grade Nebensache. Von Gebet und Kirchenbesuch keine Spur, geschweige vom Sakramentenempfang. Dabei war die elterliche Wohnung so nahe beim Gotteshause, daß der Kirchengesang, ja selbst das Klingeln am Altare ungerufen eindrang ins unheilige Haus. Aber von alledem hallte nichts wieder im Herzen dieser Weltmenschen. Franz Leriche dachte nur ans Diesseits, das Leben erschien ihm wie eine Komödie, ohne tieferen Sinn und Inhalt. Sittlich verdorben können wir ihn trotzdem nicht nennen, eine Giftpflanze war er nicht, nur ein arg verwahrlostes Fruchtbäumchen.

Eines schönen Tages ist wieder mal Kirmes an einem vielbesuchten Ort. Das Wetter könnte nicht prächtiger sein. Gleich nach dem Hochamt soll der Trubel beginnen. Franz Leriche ist pünktlich zur Stelle, um ja keinen Augenblick zu verlieren. Schmunzelnd verspricht er sich einen extragewinnbringenden Tag.

Wegen des starken Volksandranges ist heute die Predigt auf offenem Marktplatz. Franz ist auch in der Nähe bei seinem Stand, der Dinge harrend, die da kommen sollen. So wird er, wohl oder übel, Zeuge des religiösen Schauspiels.

Der Gaukler betrachtet all das natürlich von seinem Standpunkt.

„Ha, ha, diese frommen Leutchen sind doch alles Komödianten. Jetzt

---

mageren Rosse.

„Halt!“ schrie die Menge, „es kommt noch einer!“ — Ein nicht endenwollendes Gelächter brach los.

„Der Sumperblasi!“ hieß es. „Was will denn der mit seinem Klepper? Den hat er wohl dem Schinder abgejagt?“ „Allerdings“, rief ein anderer, „aber um sein teures Geld, aus purer Erbarmung hat er die Haut gekauft.“ „Er hat's wohl nicht recht im Oberstübchen!“ so schwirrte es durcheinander.

Indes war der Blasi herangekommen. Er sah komisch genug aus neben den andern stattlichen Reitern, das sah er selbst ein und tat das beste, was sich in seinem Falle tun ließ: er lachte mit. Sein „Füchsl“ stand geduldig da und senkte wie immer den Kopf schwermütig zur Erde. Bei dem Trompetenstoß lebte es auf; es hob den Kopf, spitzte die Ohren und schaute aufmerksam um sich. Die Schranke flog auf; der ganze Schwarm stob hinaus; der Boden erdröhnte unter den wuchtigen Hufschlägen; mit Schreien und Zurufen, mit Peitschenhieben und Kniestößen spornten die Reiter ihre Rosse zur Eile an.

Das „Füchsl“ zögerte eine Weile; sein kluges Auge schweifte über die dahinjagende Reiterschar und über die Rennbahn; es war, als rekognosziere es das Terrain. Plötzlich stieß es ein helles Wiehern aus, das fast wie übermütiges Lachen klang, seine schlanken Glieder reckten sich, und leicht wie ein Pfeil schoß es dahin, den andern nach, die schon einen bedeutenden Vorsprung hatten. Wie spielend holte es sie ein und hielt sich dann in deren Mitte. Dem Blasi wurde es ganz selig zumute. „Brav, Füchsl!“ lobte er und tätschelte seinen Hals, „schau' nur, daß du nicht hintenbleibst! Mach' zuschanden die einfältigen Narren! Gelt, dann lachen wir sie aus, und wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ — Der weite Kreis war zur Hälfte umritten, die Schranke und die Zuschauerschar kam wieder in Sicht. Im gleichen Augenblicke ging mit dem Füchsl eine Veränderung vor, es warf den Kopf zurück und ließ wieder das helle Wiehern hören. Plötzlich streckte sich sein ganzer Leib, seine Hufe berührten kaum noch die Erde, es war, als flöge es durch die Luft. Blasi vergingen fast die Sinne; instinktmäßig umklammerte er den schlanken Hals des Tieres; wie im Fluge ging es vorbei an den übrigen Reitern, vorbei am Bogenberger Franz, der allen voran war und jetzt einen grimmigen Fluch ausstieß, wie ein vom Bogen abgeschossener Pfeil flog es dem Ziele zu.

Schluß auf Seite 22

lauschen sie scheinbar andächtig und teilnehmend den Worten des Predigers. Hernach ist alles vergessen — wie weggeblasen. Bis abends spät tollen sie dann auf der Kirmes herum, jung und alt."

Inzwischen ist der Prediger ins Feuer geraten, ein echter Gottesmann und Freund der unsterblichen Seelen.

„Halt!" denkt da unser Franz, „von so einem Volksmann kannst auch du vielleicht noch etwas lernen! Die Kunst, die Leute zu kapern, läßt sich immer noch vervollkommnen."

Er horcht also auf das Wort des redegewaltigen Predigers, seit der Erstkommunion, das ist seit mehr als sechzehn Jahren, das erste Mal.

Der Festprediger spricht von Maria, von der trostvollen Tatsache, daß alle eine gute Mutter im Himmel haben — alle, auch die undankbaren Kinder, die jahrelang ihre Mutter vergessen, ja sie und ihren göttlichen Sohn Jesus Christus beleidigen. —

Leriche ist auf einmal nicht mehr der alte Geldmann und Gaukler. Sinnend, fast träumend, steht er da. Die Gedanken, die der Prediger weckt, vermischen sich mit frommen Bildern der Vergangenheit, aus der christlichen Schule, vor der ersten heiligen Kommunion. Eine so vortreffliche Mutter im Himmel haben und jahrzehntelang ganz außer acht lassen, das erschien ihm nun taktlos und gemein. Hatte er doch seine irdischen Eltern aufrichtig lieb.

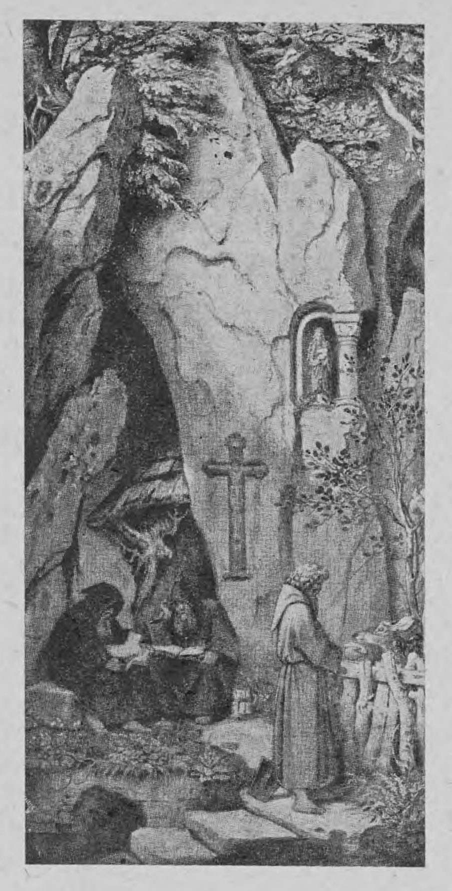
Die Festpredigt war noch nicht zu Ende, da stand bei ihm der Entschluß fest: von jetzt ab vergißt du es nicht mehr, daß du eine Mutter, einen Vater dort droben im Himmel hast!

Und der Brave hat Wort gehalten!

Bald konnte er, was sittlichen Ernst und Betätigung religiösen Lebens angeht, andern zum Muster und Vorbild hingestellt werden. Teuer blieb ihm von nun an das Jahr des Heils 1852, das Jahr seiner seltsamen Bekehrung.

Als Beruf übte er von jetzt ab mit Vorliebe das Schmiedehandwerk aus, das schon früher seine Nebenbeschäftigung in kirmesfreien Zeiten gewesen war.

So kam Franz Leriche ins reife Mannesalter. Immer lebhafter dünkte ihn, er habe die verlorenen Jahre noch nicht genügend eingeholt. Wenn



er nur einen andern Beruf hätte, wo er im Geiste der Sühne sich ganz hinopfern könnte im Dienste Gottes und der verlassenen Seelen!

Da durchzieht im Jahre 1867 der heiligmäßige Missionsbischof Vital Grandin aus der Genossenschaft der Oblaten der Unbefl. Jungfrau Maria Frankreichs Gaue. Alle Europareisen, die der rührige Apostel der Eismissionen im kanadischen Nordwesten machen muß, gelten nebenbei der Werbetätigkeit. Immer neue Hilfskräfte sucht er zu gewinnen für sein so schwieriges und unermeßliches Arbeitsfeld.

Einen solchen Werbevortrag erhascht nun auch der längst bekehrte Seiltänzer. Der Bischof spricht zu jungen Oblaten anläßlich ihrer Gelübdeablegung, bei der auch Laien zugegen waren. Er muntert sie auf, ihr Opfer zu vollenden und mit ihm zu gehen.

Ja, das war es, was unser Franz Leriche schon so lange suchte.

Den tiefsten Eindruck auf ihn machten folgende Worte der Ansprache.

„Wollt ihr mit mir kommen, meine lieben jungen Freunde, so vergesset das eine nicht: daß euer Leben ein dornenvoller Leidensweg, ein langsames Martyrium sein wird. Kommt ihr alle so mit mir, nur mir zu liebe, so haltet ihr es nicht aus; kommt ihr aber mit, Gott zu liebe, so wird er euch Kraft verleihen und hernach euer übergroßer Lohn sein, ähnlich wie er es einst Abraham verheißen hat."

Der erste, der sich nach der heiligen Messe meldet, ist Franz Leriche:

„Hochwürdigster Herr, wenn Eure bischöflichen Gnaden mich haben wollen, ich bin zu allem bereit."

Der Bischof zieht Erkundigungen ein über den Fünfundvierzigjährigen. Manche halten den Entschluß des Kirmesmannes für ein seiner würdiges Abenteuer. Andere nehmen ihn ernst und loben sein echtes Christentum. Auch der erste Eindruck auf den Bischof war günstig gewesen. Inzwischen verhandelt Vital Grandin mit dem ihn gut bekannten Kleinen Schwestern der Armen zu Mayenne. Falls Leriche mit dem Bischof abreist, wollen sie das altersschwache, kränkelnde Mütterchen Leriche aufnehmen und versorgen.

Das teilt der Bischof dann auch dem Sohne mit, und am andern Morgen ist er Zeuge, wie Franz auf einem Handwägelchen die gute Alte, weichgebettet, vorsichtig zum Altersheim der Schwester bringt. Diese Tat rührte den frommen Bischof, und die endgültige Zustimmung wurde gegeben.

—0—

Im Hafen von Brest soll die Seereise angetreten werden. Tag und Stunde sind bestimmt, wann Franz Leriche zum Bischof Grandin und seiner Gruppe stoßen soll. In seinem Eifer kommt er überpünktlich in der Hafenstadt an. Müde von der nächtlichen Fahrt, schlendert er, in Gedanken versunken, durch die Straßen. Gestern noch in der schönen Heimat, heute abend auf dem Schiff und dann — für immer — in unermeßlich weite Fernen! Von Hurrastimmung keine Spur !Franz kennt sich selbst nicht mehr wieder. So kleinmü-

tig und verzagt fühlt er sich auf einmal. Nein, heute kann er für nichts „garantieren"!

So kommt er an die Hafenanlagen. Er sucht sich eine Stelle, wo er ganz nahe ans Wasser heran kann und zugleich ein weites Blickfeld sich vor ihm auftut. Er taucht den Stock, seinen treuen Gefährten, ins Wasser: Wasser ohne Grund! Dann streift sein Blick grade aus, so weit er sehen kann: Wasser ohne Ende!

„Donnerwetter, das ist ja tief! Und weit! Das ist ja schlimmer, als mein Heimatfluß, die Mayenne! Nein, das mache in nicht mit. Noch vor Abend fahre ich wieder heim! Auf Nimmerwiedersehen!" ruft er noch dem Meere zu — und macht sich davon.

Aber die Gnade, die Gnade besonderer Auserwählung faßt ihn ein zweites Mal. Langsam erwacht er wie aus einem Traum, und tief im Innern ruft es ihm zu: „Mensch, was hast du vor? Eine solche Verantwortung kannst du doch nicht eigenmächtig auf dich nehmen!"

In einer Kirche, in die er eintritt, um zu beten, war gerade Beichtgelegenheit. Er tritt hinzu und legt seinen Gewissensfall vor. Natürlich kann der Beichtvater keine strenge Pflicht zur Uebernahme des opfervollen Missionsberufes anerkennen. Er meint im Gegenteil, es sei besser, frühzeitig zurückzutreten, als hernach, wenn es schon zu spät ist. Ehe er aber den wankelmütigen Helden entläßt, kommt dem Priester noch ein guter Gedanke.

„Sagen Sie mal, wer ist eigentlich der Heidenmissionar, der Sie mitnehmen will?"

„Das ist ein junger Bischof, Vital Grandin."

„Ah so! Das ändert die Sache. Den Missionsbischof kenne ich. Das ist ein Heiliger. Was der will, das will auch Gott."

„Soll ich also wirklich mitfahren?" fragt Leriche.

„Ja, lieber Freund, folgen Sie ihm nur getrost, es wird Sie nicht gereuen."

Bei diesen Worten fühlt sich der arme Franz wunderbar getröstet und gestärkt. Der Heldenmut kehrt wieder und verläßt ihn fürder nie mehr.

Als er am Abend mit dem frommen Bischof auf dem Landungsplatz



Die Arbeit

zusammentrifft, ist Franz so aufgeräumt, daß niemand ahnt, welchen Streich ihm der Böse noch vor wenigen Stunden hatte spielen wollen. Erst später erzählt Bruder Leriche seinem Bischof und Oberen davon.

Die Seefahrt von Frankreich nach Amerika und die Landreise bis nahe ans Felsengebirge in Nordwestkanada wurden in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wahrhaftig noch nicht mit Zeppelingeschwindigkeit zurückgelegt; es dauerte mehrere Monate, unter besonders widrigen Umständen währte es ein halbes Jahr, bis das Ziel erreicht war. Diese lange Zeit täglichen Beisammenseins verknüpfte innigst die Seelen des Missionsbischofs und seines neuen Mitarbeiters.

Franz hatte einmal gehört, der große Heidenapostel Paulus habe den kühnen Ausspruch getan: „Nehmt mich zum Vorbilde, wie ich Christus zum Vorbilde nehme." Je besser Franz seinen Führer kennen lernte, desto mehr wuchs in ihm die Ueberzeugung, daß dieser heiligmäßige Bischof dasselbe von sich sagen konnte, wenn er es auch in seiner Bescheidenheit natürlich niemals tat. Auch das entscheidende Wort des Beichtvaters in Brest blieb ihm unvergeßlich: „Was jener Gottesmann will, das will auch Gott." So erwuchs in Franzens Herz fürs ganze Leben eine solche Anhänglichkeit an seinen Bischof, wie man sie an treuen Tieren gegen ihren guten Herrn zu bewundern pflegt.

Umgekehrt lernte Bischof Grandin seinen Schützling um so mehr schätzen und lieben, je mehr er Einblick gewann in das Innerste dieser gutwilligen Seele. Eine zweifache gute Anlage suchte er in Franzens Seele noch weiter zu entfalten: die Andacht zu Maria, der Franz ja seine Bekehrung verdankte, und den Geist der Sühne, der Anstoß gewesen zum Ergreifen des schwierigen Missionsberufes.

So war Franz gerüstet für den dornenvollen Lebenspfad eines Laienbruders in der Neuen Welt.

—0—

In der bischöflichen Wohnung zu St. Albert empfing Leriche aus den Händen seines Bischofs und Ordensobern am 23. September 1870 das Ordenskleid. Dort legte er auch der Reihe nach, wie üblich, vor Bischof Grandin die zeitlichen Gelübde ab, dann auf Allerheiligen 1877 die ewigen. Schließlich, 22 Jahre später, tritt unser stiller Held, gleichfalls von seinem lieben St. Albert aus, die letzte Reise an in die bessere ewige Heimat.

Der wackere Bruder wurde bald im ganzen Missionsgebiet, bei Rothäuten und Bleichgesichtern, eine berühmte und beliebte Persönlichkeit.

Den damals munter aufblühenden oder zahlreich neuentstehenden Missionsstationen war er eine wertvolle Hülfe.

Bei seinem großen Geschick lernte er zum alten Schmiedehandwerk noch die edle Kunst des Schreiners und Zimmermanns. So machte er sich bald überall fast unentbehrlich.

Mit dem Missionsbischof besuchte Bruder Franz auch öfters verschiedene Indianerlager. Die Kinder der kanadischen Steppe hatten es bald heraus, wie sehr sie den Bischof und auch sich selbst beglückwünschen mußten, daß der große Beter einen so prächtigen Begleiter habe. Ihr Zutrauen und ihre Liebe gewann er dadurch, daß er ihre kostbaren Kleinigkeiten, wie Flinten, Aexte und andre Geräte geschickt ausbesserte. Dann



hielt er auch gerne eine zu Herzen gehende Christenlehre.

Der einstige redegewandte Kirmesman war Ordensbruder geworden, aber kein Einsiedler. Er mußte unter die Leute, mußte sie ansprechen, sie begeistern für ihr wahres Wohl. Wenn sein Wort zündete, wie ein Funke im Pulverfaß, dann war er in seinem Element! Daher lernte er auch in seinen alten Jahren so viel indianisch und englisch, als er brauchte, um sich mit den verschiedenen Menschengruppen zu verständigen. Es war köstlich zu hören, was alles in den fremden Sprachen von seinen Lippen kam.

Beim Verweilen in den Indianerlagern gedieh Franzens Bußgeist zur schönsten Blüte. Unter Kulturlosen leben müssen, bedeutet für einen Kulturmenschen allerhand Entsagung. Franz ließ sich die Opfer nicht anmerken. Alles war wie selbstverständlich, als müsse es so sein. Ja, wer das meiste Ungeziefer hatte oder sonst für die Natur hervorragend abstoßend war, der wurde Franzens Liebling.

Es war oft nicht zu umgehen, daß er in den Zelten der Rothäute wohnen und essen und schlafen mußte. Wenn Franz Leriche das schöne Alter von über siebzig Jahren erreichte, schrieb er das gern dem Umstand zu, daß er in den Indianerhütten so gründlich durchräuchert worden sei. Oft war es für einen Europäer fast zum Ersticken. Eine Wohltat war es da jedes Mal, wenn ein frischer Windstoß durch das schadhafte Zelt hineinfegte, freilich — je nach dem Wetter — auch reichlich Regen oder Schnee mit sich führend.

Die grobe Indianerkost wurde Br. Franz in einem Napf gereicht, den die Hausfrau vorerst huldvoll schmutz- und keimfrei machte durch Belecken mit der Zunge. Bisweilen erwies der Herr des Hauses seinem Gast die Ehre und wischte den ungespülten Napf mit dem Hemdzipfel ab.

Zum Nachtlager im Zelte machte sich Br. Franz sein Nestlein in der „Kinderstube", mitten unter den unsaubern, schreienden Bälglein. Warum auch nicht, wenn man oft im hohen Norden unter freiem Himmel mit den Hunden sein Nachtlager teilt?! Hier unter den kleinen Rothäuten barg die schmutzige Hülle wenigstens eine kostbare unsterbliche Seele, die schon wert war, daß Franz etwas für sie litt.

So war das ganze damalige Leben und Treiben der Eingeborenen, mit ihrer Rotheit und Rücksichtslosigkeit für Franz eine ununterbrochene Quelle der Selbstverleugnung.

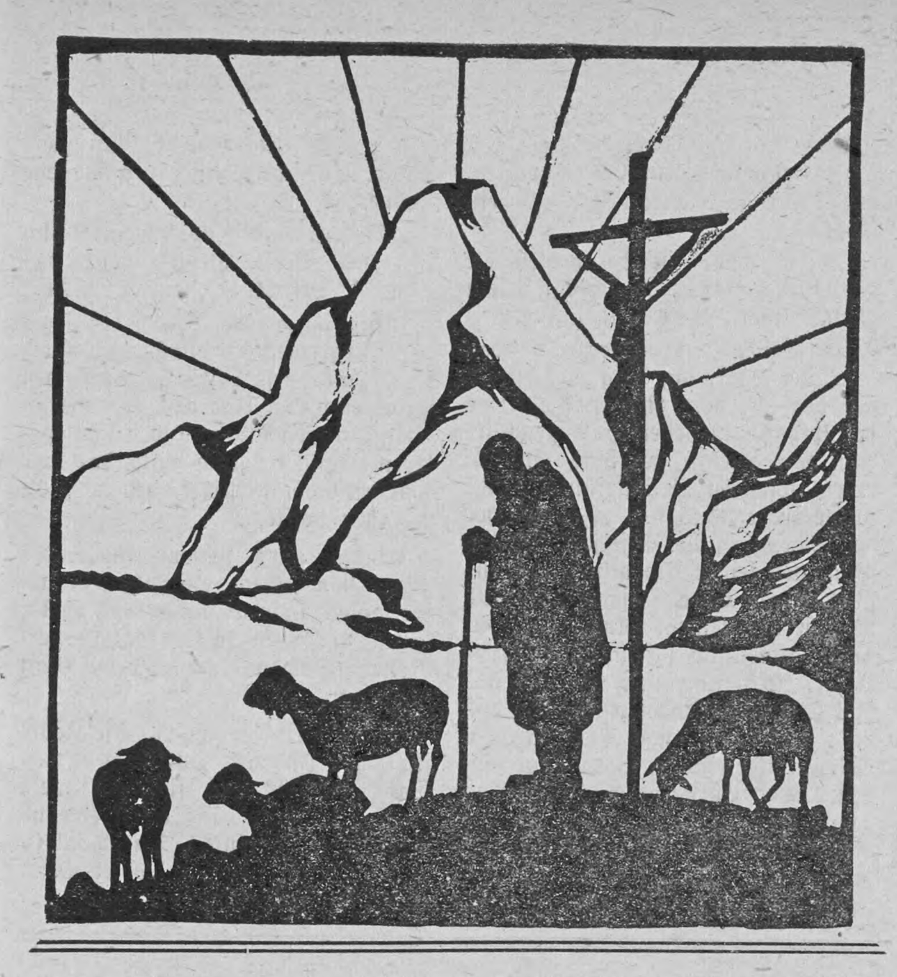
Br. Franz Leriche klagte nie über all die beständigen Opfer. Er hatte ja gefunden, was er in seinem Bußgeist gesucht: sein Fegfeuer schon hier auf Erden und damit eine wundervolle Krone im Himmel.

In späteren Jahren verblieb Br. Franz mehr in der Bischofsstadt St. Albert, wo Weiße und Mischlinge wohnten. Er hatte die Wohnung seines lieben Oberhirten und die Kathedrale zu betreuen.

Hier zeigt sich Br. Leriche als klassischer Vertreter jener Missionsbrüder, die durch emsigen Fleiß und fabelhaftes Geschick, voll Sonnenschein im Gemüt und Frömmigkeit im Herzen, für eine Missionsstation wirklich ein ganzes Vermögen bedeuten.

Br. Leriche hätte auf seine Besuchskarte eine ganze Litanei von Aemtchen und Würden verzeichnen können: Bauunternehmer, Stellmacher, Klempner, Uhrmacher, Gärtner — nebenbei noch Sakristan und Glöckner — und für die Sonn- und Feiertage Schweizer in der Kathedrale.

Dieses Amt lag ihm besonders am



Sonntags, wenn der Gottesdienst vorbei war, hatten die Brüder viel freie Zeit und redlich verdiente Erholungsstunden. Da war Franz Leriche gewöhnlich der Mittelpunkt der Unterhaltung.

Könnten Wände reden, sie gäben im Bischofshaus von St. Albert das muntere Echo wieder von den köstlichen Sitzungen, die der alte Kirmesmann aus dem Stegreif mit größter Manigfaltigkeit veranstaltete zur Erheiterung auch der ernstesten Gemüter. Franz bewahrte dabei eine erstaunliche jugendliche Frische bis ins hohe Greisenalter.

Wenn er in eine saubere Arbeitsbluse schlüpfte und die alte Geige aus dem Kasten nahm, wußten alle: „Jetzt geht's los!"

Bald war er der „billige Jakob", wie er leibt und lebt; bald sprudelten witzige Einfälle, die dem „Kölner Hännschen" alle Ehre gemacht hätten. Auch besaß Bruder Franz ein staunenswertes Gedächtnis für volkstümliche Schlager. Wenn bisweilen seine Kunst der Darstellung in schwungvolle Tänze ausklang, überließ er gern die Singrollen seinem Freund und Mitbruder Letourneur, an dem ein Opernsänger verloren gegangen.

Bei alledem vergaß Br. Leriche nicht den Spruch des Weisen im Alten Bunde, daß alles seine Zeit hat und daß neben einer Zeit zum Lachen und Tanzen und Reden auch eine des Ernstes und Schweigens vorgesehen ist.

Pünktlich, mit dem Glockenzeichen, kehrte Br. Franz ohne Schwierigkeit in den Ernst des Lebens zurück.

—0—

Die göttliche Vorsehung fügte es, daß auch die Art, wie Br. Franz zum Sterben vorbereitet wurde, des Außergewöhnlichen nicht entbehrte.

Eines Tages war er wieder so ganz dabei, in der Erholung. Damals weilte im Bischofshaus ein Pater zu Besuch, der sich auf Krankheiten ziemlich verstand und besonders in ihrem Erkennen Meister war. Der Bischof führte den Gast auch zu den Brüdern, während ihrer Erholung. Die Aufmerksamkeit des Besuches richtet sich von selbst vor allem auf Bruder Franz.

Hernach nahm der fromme Medizinmann den Bischof beiseite und er-

Herzen. So mitten unter den Sonntagsleuten, wie einst auf den Jahrmärkten, herumgehen zu können, diesmal allerdings zur Hebung der Religion, das paßte so recht dem bekehrten Kirmesmann.

Wenn junge Leute — wie das ja vorkommen soll — mehr Leichtsinn als Frömmigkeit beim Gottesdienst an den Tag legten, dann traf sie sehr bald der ordnungheischende Blick das strammen Schweizers. Befand er sich aber rückwärts, dann war er bald zur Stelle, und seine kräftigen Schlosserfäuste packten wie ein Schraubstock den Arm des Bösewichtes. Der nahm dann neben einem befleckten Gewissen auch noch einen blauen Arm mit nach Haus.

Br. Leriche schätzte in hohem Maße das gesprochene Wort Gottes. Hatte doch seinerzeit eine einzige Predigt genügt, ihn gründlich zu bekehren.

Er sieht ,wie die Leute nach beendigtem Gottesdienst auf dem Kirchplatz noch gern zusammenstehen und die Tagesneuigkeiten besprechen.

Den Umstand weiß er geschickt auszunutzen. Der alte Marktschreier wird zum Prediger, die Plattform vor der Kirchentüre zur Kanzel. Was er sagt, ist erlebtes Christentum und kommt von Herzen.

Die Leute hören gerne zu. Selbst die Eiligen bleiben stehen und harren aus bis zum Ende. Denn die markige Predigt ist nach dem Satz zurecht gemacht: in der Kürze liegt die Würze.

Ernste, gebildete Männer haben Patres gestanden, daß sie oft tief gerührt, ja erschüttert gewesen seien und sich zu manchen großmütigen Opfern entschlossen hätten.

Es war kein Wunder, daß viele dieser Franziskusseele ihr Herz öffneten, um einen guten Rat zu empfangen und desto wirksamer auf das Gebet des Gottesmannes rechnen zu dürfen.

Dieser vielseitige Mann hatte aber neben dem Verständnis für die Leute auch für seine Mitbrüder etwas übrig.

klärte ihm, nach seinem Urteil sei in den allernächsten Tagen mit dem plötzlichen Tot des lustigen greisen Bruders zu rechnen. Man solle ihm ruhig die hl. Oelung geben.

Der Bischof ist erst maßlos erstaunt über diese Zumutung. Da aber der Pater auf seinem Urteil beharrt und der Ruf reicher Erfahrung das Urteil bekräftigt, spricht der Bischof mit seinem Schützling. Bruder Leriche ist nicht minder erstaunt. Aber eingedenk eines alten Spruches: „Was der fromme Bichof will, will auch der liebe Gott", ist er gleich einverstanden.

Die Klostergemeinde begibt sich also in die Kapelle. Dort empfängt der schwerkrank gesagte Bruder aus der Hand von Bischof Grandin die heiligen Sterbesakramente und erneuert seine Ordensgelübde.

Hernach geht es pflichtgemäß in die Erholung zurück — was ja auch der hl. Aloisius in ähnlicher Lage hatte tun wollen — und man ist noch recht aufgeräumt.

Zwei Tage später kam dann auch wirklich das Verhängnis. Bruder Franz brach plötzlich zusammen; es war ein Anfall von großer Herzschwäche. Bischof Grandin wurde schleunigst gerufen. Der Sterbende vermochte noch eben einen Akt der Liebe und Reue nachzusprechen und mühsam einige Worte zu stammeln, wodurch er die Klostergemeinde um Verzeihung bat für allen Kummer, den er den Mitbrüdern bereitet haben konnte. Dann kamen seine letzten Worte: „O wie glücklich bin ich, im Kloster zu sterben, — als Oblate Mariens, der Unbefleckten!"

Es war am 12. Juni 1899.

Von all den schönen Stückchen des Kirmesmannes Franz Leriche bleibt dies doch das allerschönste, daß er sich rechtzeitig auf den steilen Pfad der Buße und dienenden Liebe hinaufgearbeitet hat, von wo aus der Himmelsprung ihm meisterhaft gelungen ist.

## Pfingstrennen

Schluß von Seite 17

Aus dem Zuschauerkreise erhoben sich Angstrufe: „Um Gottes willen, der Gaul geht durch! Es gibt ein Unglück!"

„Nicht wahr ist's!" protestierte der Bürgermeister, „das Rößl ist ein Renner, merkt ihr's denn nicht?"

Da sausten sie schon heran, die beiden. Der Blasi lag lang ausgestreckt auf des „Füchsl" Rücken, die Arme krampfhaft um dessen Hals geschlungen. Die Menge begrüßte ihn mit einem tosenden Beifallssturm. Wie angemauert stand das „Füchsl" vor der Schranke stille. Erst jetzt ließ der Blasi von seiner Umhalsung los und glitt auf die Erde. Obschon noch halb betäubt von seinem Fluge, lachte er doch Tränen über sein unverhofftes Glück. Alles umringte ihn und das „Füchsl". Der Jubel war groß, daß die nach und nach anrückenden Pfingstreiter kaum Beachtung fanden. Der Bogenberger Franz kam zuletzt und zu Fuß angehinkt: sein Rößl hatte ihn, der Peitsche und Rippenstöße müde, unterwegs abgesetzt und das Weite gesucht.

Der erste Preis wurde Blasi zuerkannt: eine mit Münzen behangene Fahne.

„Eine Schand' ist's," meinte Blasi, „den Preis anzunehmen; das „Füchsl" hat ihn verdient ,ich nicht!"

„Und du an dem Füchsl!" sagte des Bürgermeisters hübsches Töchterlein, aus dessen Hände Blasi den Preis empfing. Und was er dabei in Annas Augen las, und was ihm später ihr rosiger Mund sagte, das war ihm der schönste Preis, den er je zu erringen hoffte.

Einige Tage später erhielt der Blasi von einem Händler ein respektables Angebot für das „Füchsl", dessen Ruhm sich in der Gegend verbreitete. Doch da kam er beim Blasi schön an.

„Was meinst? Haltst mich wohl für einen Juden?" entrüstete er sich. Das „Füchsl" hat sich als mein Freund erwiesen, und einen Freund verschachert man nicht. Das Rößl ist mir nicht feil um soundsoviel Geld, es hat mir mein Glück errennt.

---

Weit besser ein trockener Bissen, doch dabei Ruh', als ein Haus voll Fleisch — doch Zank dabei.

Bibel

Der Tiegel ist fürs Silber, fürs Gold der Ofen da.
Die Herzen aber prüft der Herr.

Bibel

Wer einen Armen auslacht, der lästert den Schöpfer.
Wer über Unglück Freude hat, der bleibt nicht ungestraft.

Bibel

Kindeskinder sind der Alten Krone, der Kinder Ruhm sind ihre Väter.

Bibel

---

Die Weisheit baut ein Haus sich auf, die Torheit reißt's mit ihren Händen nieder.

Bibel

Ein frohes Herz erquickt den Leib. Doch ein kummervolles dörrt das Gebein aus.

Bibel

Wer ehrlich ist, fürchtet den Herrn. Wer krumme Wege geht, verachtet ihn.

Bibel

Ein Herz, das an seine Leiden denkt, in dessen Freuden mischt sich kein Uebermut.

Bibel

# So geht es.

Von Paul Frima

Mohammed bin Suleiman, der allmächtige Emir von Basra, war außerordentlich mißgestimmt und niemand vermochte seine Laune zu bessern, auch nicht die gewandtesten und klügsten Ärzte, die in Salamanka studiert hatten, konnten etwas gegen diese Depressivzustände unternehmen. Die begabtesten Ratgeber und Minister entwickelten seit Tagen eine fieberhafte Tätigkeit, um den Herrscher zu heilen und wieder froh gestimmt zu machen, denn sie hatten alle das größte Interesse daran, wurde ihnen doch der tägliche Umgang mit dem Emir zur regelrechten Qual. Der Fall erregte großes Aufsehen und über das Unvermögen der Behrden ergoß sich in reichem Maße der Volksspott.

Am sechsten Tage nach Beginn dieser Krise berief der Emir Mohammed bin Suleiman eigens einen Diwan, der bloß der Frage gewidmet war: Wie kann der erlauchte Emir, der mächtige Mann von Basra, wieder heiter gestimmt werden?

Aber obgleich zur Sitzung die scharfsinnigsten Ratgeber eingeladen waren, Männer mit tiefgefurchten Stirnen und großenteils sehr kahlen Köpfen, wurde dennoch kein Ausweg gefunden, der ordentlich erfolgversprechend ausgeschaut hätte. In der späten Nachtzeit, nachdem die Weisen genugsam ihre Denkerstirnen gerunzelt und die langen Bärte eifrig gestrichen, die Zeigefinger an die Nasen gelegt und die sonstigen Bräuche beträchtlichen Grübelns vollführt hatten, wurde endlich der Mann gefunden, der Rat wußte, es war der Pascha Ibrahim bin Seijar, ein kluger Höfling des Sultans. Er kenne einen Witzbold, der fähig sei, den Herrscher wieder froh zu stimmen.

In der späten Nachtstunde klopfte nun Ibrahim bin Seijar an die Tür jenes stadtbekannten Witzboldes, des Gemüsehändlers Malik Ben Bahdal, der alsobald von seinem Lager aufsprang, um nachzusehen, wer ihn in so später Stunde noch störe.

„Mach auf, Malik Ben Bahdal, ich bin's, der Pascha Ibrahim des Emir von Basra!"

Unwillig öffnete Malik die Tür und frug nach dem Begehren des Paschas. „Der Herrscher aller Gläubigen kann nicht schlafen, ich habe ihm deshalb von deinen Späßen erzählt. Du sollst ihm die Zeit vertreiben und ihn wieder heiter stimmen."

„Gut, ich komme." Und Malik Ben Bahdal, der Gemüsehändler, schlüpfte in seinen Kittel.

„Es ist eine seltene Gnade, die du mir verdankst," sagte der Pascha unterwegs, „der Emir ist großmütig, er wird dich reich beschenken und da nach dem Sprichwort eine Hand die andere wäscht . . . "

„Soll ich einen Teil davon dir überlassen. Wieviel soll's sein?"

„Dreiviertel für mich und ein Viertel für dich," antwortete der Pascha Ibrahim bin Seijar, der ein äußerst geldgieriger Mann war und auf großem Fuße lebte.

„Die Hälfte wäre genug für dich," meinte der Gemüsehändler.

„Die Hälfte? Viel zu wenig für mich. Also meinetwegen zwei Drittel!"

Schließlich willigte der Spaßmacher ein. Indessen langten sie beim Palaste des Emirs Mohammed bin Suleiman an.

Der Herrscher empfing den Gemüsehändler: „Ich habe gehört, du seiest ein Witzbold, wohlan, so bringe mein Zwerchfell zum Schwingen, gelingt dir das aber nicht, so bekommst du dreißig Stockhiebe."

Malik Ben Bahdal begann zu plaudern, erzählte allerlei Anekdoten, Schnurren und Schwänke, aber der Emir gähnte übelgelaunt und unterbrach den Spaßmacher schließlich mit den Worten: „Du hast verloren, verabreicht ihm die dreißig Hiebe!"

So begann die Prügelei, nach zehn Schlägen aber rief der Gemüsehändler: „Gnädiger Herr, ich muß Euch ein Geständnis machen!"

„Was hast du mir zu sagen," frug der Emir und gebot die Exekution derweilen einzustellen.

„Hoher, gnädiger Herr, Träger eines grünen Turbans, Sohn des Mohammed Ben Abukir, des Mohammed Achmed, des Mohammed Abdallah, des Mohammed Abu Bekr, des Mohammed Ben Scheddat und des großen Propheten, Euer Diener, der Pascha Ibrahim bin Seijar, der sich Euch anerbot, mich zu holen, hat sich von mir dafür ein Geschenk ausbedungen — so es mir nämlich gelänge, Euch wieder heiter zu stimmen — so sagte er, würdet Ihr mich reichlich beschenken und von dieser gnädigen Gabe hat sich Euer Ratgeber Ibrahim zwei Drittel ausbedungen. Ich habe jetzt meinen Drittel erhalten, seid so freundlich und verabreicht Ibrahim den Rest."

Der Emir Mohammed bin Suleiman lachte aus vollem Halse. „Natürlich soll dieser habgierige Strick seinen Teil bekommen und gebot den Pascha hereinzuholen, der nicht wenig erstaunt war, als er vernahm, aus was das Geschenk bestand, um das gefeilscht wurde.

So kam der Ratgeber des Emir zu der verdienten Tracht Prügel, der Gemüsehändler Malik Ben Bahdal aber wurde reichlich belohnt und kehrte mit einem prachtvollen Geldsäckel in seine Behausung zurück, denn wer einen Fürsten auf solche Art und Weise erheitert, der hat wohl eine schöne Belohnung verdient.

Des

# Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter



(Fortsetzung)

Inzwischen war Luzias Mutter wieder heimgekommen. Ganz aufgeregt war sie. Wo sie sich zeigte, wurde sie angehalten und über die Marienerscheinung ausgefragt. Sehr viele Ratschläge wurden ihr gegeben, und viel Spott mußte sie hinnehmen. Was sollte sie tun? Sollte sie Luzia schlagen? Sollte sie das Mädchen einsperren? Ihr kein Essen geben, bis sie ihr trotziges Behaupten, die heilige Maria gesehen zu haben, bräche?

Frau Santos sprach ernst mit ihrem Manne. Dann wurde Luzia ins Haus gerufen. Vater und Mutter wollten ihr das Geständnis, alles sei nur Lüge, mit Gewalt abzwingen.

Luzia weinte und flehte und blieb bei ihrer Behauptung.

Grimmig packte Vater Santos seine Tochter bei den Schultern:

„Das ist jetzt aber genug. Die Leute sind aufgebracht. Am dreizehnten werden sie alle ins Irenental laufen, um meine Kartoffeln zu zertreten und uns nachher auszulachen. Du weißt, wir haben Kartoffeln dort. Jetzt gehst du sofort von Haus zu Haus und sagst den Leuten, du habest gestern gelogen, du habest die heilige Gottesmutter gestern überhaupt nicht gesehen. Und jeden bittest du um Verzeihung."

Luzia wurde an sich selbst irre. Gestern hatte sie die schöne Frau ganz deutlich gesehen, hatte sogar mit ihr gesprochen. Vater und Mutter sind doch noch nie so bös mit ihr gewesen. War es wirklich etwas so Schlechtes, daß sie gestern die schöne Frau gesehen? Oder — hatten Vater und Mutter doch recht, und alles war nur eine Täuschung? Lüge war es gewiß nicht.

Zweifel kamen. Und bald glaubte Luzia schon selbst, daß sie nur geträumt oder etwas Falsches gesehen habe. Schluchzend nickte sie ihren Eltern zu und ging hinaus auf die Straße.

Schwer war es ihr, sie tat es aber doch. An jedes Haus klopfte sie, sagte, sie habe die Gottesmutter gestern garnicht gesehen, es sei alles nur ein falsches Bild gewesen, und sie bitte um Verzeihung.

Am nächsten Tage waren Franz, Jacinta und Luzia wieder auf der Weide. Jacinta glaubte fest, Franz noch fester, Luzia war in schweren Zweifeln. Als sie jedoch vor der kleinen Eiche stand, über der ihr vorgestern die schöne Frau erschienen, kam alles wieder zurück.

„Die heilige Maria war doch da", sagte sie laut, nahm ihren Rosenkranz, kniete sich nieder, und begann ihn laut zu beten.

Franz und Jacinta folgten ihr sofort und beteten mit. Und sie beteten den langen, richtigen Rosenkranz. So schön kam ihnen jetzt der Mariengruß vor, besonders, da sie richtig meinten, die schöne Frau müsse heute wiederkommen.

Nachher stand Franz auf.

„Die heilige Maria hat gesagt, wir sollen Buße für die Sünden der Welt tun. Was sollen wir machen?"

Die zwei Mädchen schauten Franz an. Das ist ja wahr, das hatte die schöne Frau wirklich gesagt. Aber wie sollten sie das machen? Hier an der kleinen Eiche, wo sie die holde Erscheinung gesehen, waren alle schweren Stunden von gestern vergessen. Etwas ganz Wundersames spürten sie in sich, und es drängte sie, gut zu sein und etwas Gutes zu tun. Als wenn sie neben Gott ständen, so erhaben fühlten sie sich, und eifrig ging es durch ihre kleinen, guten Herzen, was wohl zu tun sei, um dem lieben, heiligen Gott eine große Freude zu machen.

„Ich werde mein Brot den Schafen geben", sagte Franz nachdenklich, „Wenn ich Hunger bekomme, werde ich sagen, daß ich Buße tu' für die Sünden der Welt."

„Das ist gut, das werde ich auch tun", rief Jacinta begeistert.

Dann gingen die Kinder hin und warfen ihr Brot den Schafen zu, die es fraßen.

Franz, Jacinta und Luzia hatten den rechten Weg gefunden, und sie machten ihre ersten Schritte auf dem Pfad zur Tugend, die da leuchtet in Reinheit und Selbstlosigkeit.

Jeden Tag beteten die Kinder ihren Rosenkranz unter der Eiche. Kleine Steinchen hatten sie sich am Fuße des Bäumchens hingelegt. Jeden Tag nahmen sie sich eins davon fort. Bis zum 12. Juni waren die Steinchen abgezählt, für jeden Tag eins. Am 13. Juni wollte die schöne Frau wieder da sein.

Zu Hause wurde wenig von den Erscheinungen gesprochen. Bei Santos und bei Martos hatte der Vater es verboten, darüber zu reden. Kurz vor dem 13. Juni sagte Vater Santos zu seiner Tochter Luzia:

„Am St. Antoniustag gehst du mir nicht ins Irenental. Du bleibst daheim."

Luzia weinte. Der St. Antoniustag war gerade der 13. Juni. Was sollte geschehen, wenn die schöne Frau wiederkommt und Luzia nicht da ist?

Auch Franz hatte seine Sorgen. Sein Gewissen war nicht ganz rein. Erstens hatte er sich noch wenigstens dreimal geprügelt, zweimal davon war er der Anfänger gewesen ,und zweitens hatte er vor ungefähr einer Woche Vater und Mutter tüchtig belogen. Er hatte gesagt, seine Schafe seien nicht auf des Nachbars Feld gewesen. Sie waren aber doch da.

Es tat ihm alles furchtbar leid, besonders die Lüge. Wegen der Schlägereien war er seiner Unruhe nicht ganz sicher, denn der Respekt, mit dem jetzt so mancher Junge ihm aus dem Wege ging, freute ihn. Die Lüge jedoch war etwas anderes. Sie peinigte ihn, denn der 13. Juni rückte näher.

## II.

Das St. Antoniusfest des Jahres 1917 war da. Hell stand die Sonne am hohen Himmel und die Leute von Fatima waren froher Dinge. Heute war ja Patronatsfest. Ihre Kirche war dem heiligen Antonius geweiht, sein Fest wurde groß gefeiert.

Am Tage vorher waren Antonio Santos und seine Frau bei Franzens und Jacintas Eltern gewesen, um nachzufragen, ob sie ihren Kindern erlauben werden, ins Irenental zu gehen.

Mutter und Vater Marto sagten ja. Zwar glaubten sie nicht an die Muttergotteserscheinung, anderseits konnten sie aber auch nicht einsehen, daß die Kinder gelogen hätten.

„Schaden kann es ihnen doch nichts, wenn sie wieder gehen", meinte Mutter Marto. Und dann gabe sie leise hinzu: „Man weiß ja nicht."

Mutter Marto war eine sehr fromme Frau.

Antonio Santos sagte jedoch schroff:

„Dann laß nur deine Kinder gehen. Luzia bleibt zu Hause. Ich will keinen Ärger haben. Gott ist mir heilig. Man darf keinen Spaß mit ihm treiben."

Sehr früh am Morgen des 13. Juni trieben Franz, Jacinta und Luzia ihre Schafe auf die Weide. Lange konnten sie nicht draußen bleiben, denn heute war ja großer Kirchtag. Drei Stunden fraßen die Schafe, dann mußten sie wieder heim. Die Kinder aber gingen mit ihren Eltern in die Kirche.

Antonio Santos kam sehr schweigsam aus der Kirche. Er sprach weder zu seiner Frau noch zu seinen Kindern.

Kurz vor dem Mittagessen sagte er aber ganz unerwartet:

„Luzia, geh."

Erstaunt schaute Frau Santos auf ihren Mann. Luzia aber war schon draußen. Sie lief in heller Freude, Franz und Jacinta abzuholen.

Ein paar Minuten vor der Mittagstunde kamen die Kinder ins Irenental. Sie erstaunten, als sie ungefähr sechzig Menschen dort stehen sahen.

Unweit der Eiche, auf einem Steine, saß auch Luzias Vater.

„Wir beten jetzt den Rosenkranz", sagte Luzia zu Franz und Jacinta.

Unbekümmert der Zuschauer knieten die Kinder nieder und begannen ihr Gebet. Kurz vor den letzten Worten des Gebetes rückte sich Luzia plötzlich Schürze und Kopftuch zurecht. Da fragte eine unweit von ihr sitzende Frau: „Ist sie schon da?"

Luzia schüttelte den Kopf.

Inzwischen war der Rosenkranz zuende.

„Beten wir noch einen", riet Franz.

Die Kinder begannen.

Da sprang Luzia auf und rief:

„Das Licht, da, sie kommt!"

Die Leute schauten hin, sahen aber nichts. Nur die Zweige der Eiche bewegten sich, als wenn der Wind darin spielte.

Luzia, Franz und Jacinta jedoch sahen wieder die schöne Frau. Sie war gekleidet wie das erstemal. Freundlich winkte sie die Kinder an sich heran.

„Was sollen wir tun? Warum kommst du zu uns?" fragte Luzia.

„Betet alle Tage den Rosenkranz. Nach jedem „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste" saget: „O Jesus, vergib uns unsere Suenden, bewahre uns vor dem Feuer der Hölle und gib Milderung allen, die im Fegfeuer leiden, besonders denen, die ganz verlassen sind." Und kommt am dreizehnten Juli wieder."

Dann sagte sie noch:

„Franz und Jacinta werde ich bald zu mir holen. Du aber, Luzia, wirst noch auf Erden bleiben müssen."

Nach ungefähr zehn Minuten verschwand die hohe Frau wieder, und die Stelle über dem Eichbäumchen war leer. Selbst das Wölklein, auf dem die Kinder die Erscheinung stehen sahen, war nicht mehr da.

Gespannt hatten die Zuschauer die Kinder beobachtet. Sie hatten Luzia reden hören, jedoch keine Antwort vernommen. Weder Licht noch Erscheinung sahen sie.

Es stand nun fest: Die Kinder bilden sich etwas ein, was garnicht da ist, oder aber heucheln sie und wollen sich heilig machen.

Lachend, spottend und schimpfend entfernten sie sich. Antonio Santos ging allein heim.

„Was hat die Frau heute gesagt?" fragte Franz die Mädchen erregt, nachdem die Zuschauer fort waren.

„Hast du denn nichts gehört " wunderte sich Luzia.

„Ich habe sie gehört. Sie hat gesagt, wir sollen am dreizehnten Juli wiederkommen", sprach da Jacinta, die auf einmal ganz ernst war und nicht mehr plapperte, sondern ruhig redete.

„Ich habe sie gesehen, aber kein Wort konnte ich hören. Hat sie was von mir gesagt?" fragte Franz, und dicke Tränen standen ihm in den Augen.

Luzia und Jacinta wiederholten jedes einzelne Wort, das sie vernommen. Dann begannen sie das Gebetlein auswendig zu lernen, das sie nach den Wünschen der schönen Frau jedem Rosenkranz beifügen sollten:

„O Jesus, vergib uns unsere Sünden, bewahre uns vor dem Feuer der Hölle und gib Milderung allen, die im Fegfeuer leiden, besonders denen, die ganz verlassen sind."

Bald hatte auch Franz diese Worte gelernt. Er wollte sie sich fürs ganze Leben merken.

„Franz!", rief da plötzlich jemand aus den Büschen.

Der Knabe schaute hin und sah Jose, den Landvagabunden. Unwillig wollte er dem Lumpen abwinken, dann entschloß er sich aber ,doch hinzugehen. Heute wollte Franz ganz gut und ganz heilig sein.

„Hast du die heilige Maria gesehen?" fragte der Landstreicher den Jungen.

Franz nickte.

„Was hat sie gesagt?"

„Sie hat zu den Mädchen gesprochen. Ich habe kein Wort gehört", klagte da Franz, der ganz vergessen hatte, daß er sonst doch nie zu diesem verwilderten Menschen mit dem ewigen Schnapsgeruch gesprochen.

„Du hast nichts gehört ?Und du hast sie gesehen? Warum hat sie denn dir nichts gesagt?" fragte Jose verwundert.

„Ich weiß nicht", gab Franz zurück, und wieder kamen ihm die Tränen.

Jose bleib eine Weile still. Dann meinte er vorsichtig:

„Franz, treib den innersten Teufel aus. Wenn man zur heiligen Maria geht, muß man heilig sein. Du hast dich ein paar mal auf der Straße rumgeprügelt. Wer sich prügelt, der braucht die Wut, und das ist eine Sünde. Was hast du noch getan?"

„Ich habe gelogen", heulte Franz jetzt los.

„Franz, ich wette mit dir, daß die heilige Maria auch zu dir sprechen wird, wenn du jetzt nichts mehr anstellst. Sag mal, hat die heilige Maria den Mädchen erzählt, daß sie wiederkommen werede?"

„Ja", schluchzte Franz, „am 13. Juli sollen wir wieder hierher kommen. Sie will auch da sein und mit uns sprechen."

„Das ist gut, Franz", meinte der Landstreicher, „ich werde auch hier sein. Du darfst aber nichts anstellen bis zum 13. Juli, rein nichts. Wenn die Kinder dich ärgern, laß sie laufen. Ich werde sie für dich verprügeln. Ich bin ja ein alter Sünder, dem die heilige Maria nicht erscheinen wird. Bei mir kommt es nicht so drauf an. Du aber mußt ganz gut bleiben, damit die heilige Maria auch zu dir spricht."

„Meint ihr, daß sie mir auch was sagen wird?" fragte Franz in leiser Hoffnung, und er schaute mit großen Augen in das verschwommene Landstreichergesicht. Er schien garnichts mehr von der Verkommenheit zu sehen, die aus diesem Antlitz sprach. Im Gegenteil, es war dem Franz, als wenn der alte Jose überhaupt keinen innersten Teufel habe, daß bei ihm alles nur ein äußerer Teufel sei, während im Innersten ein Engel sitze, der nicht herauskönne, weil der äußere Teufel ihn immer zurückdrücke.

Der Pfarrer hatte den Kindern einmal von einem stinkigen Sumpf erzählt, aus dem am Ende wundersame Blumen gewachsen seien. Er hatte auch gesagt, daß in jedem Menschen, auch im allerschlechtesten, etwas Gutes sei, genau so wie in jedem einzelnen von uns, auch im allerbesten Menschen, die Sünde arbeite.

Jose war ein Tagedieb und ein Säufer, das wußten alle Leute. Er war wirklich ein großer Sünder vor Gott, denn er kam auch nicht in die Kirche. Der Pfarrer war aber doch im Rechten. Das fühlte Franz, als er dem Lumpen zulauschte. Jose glaubte an die heilige Maria, die der Franz gesehen. Er war gut mit dem Jungen. Franz begann ihn gern zu haben. Wenn jetzt nur die heilige Maria nicht wäre, wahrhaftig, kein Bub dürfte den Jose mehr verspotten, ohne daß er nicht Schläge vom Franz bekäme. Aber — da ist die heilige Maria. Sie hat schon zweimal nicht mit ihm gesprochen, weil er nicht ganz gut war. Das hatte ihm der Jose erklärt.

Franz verstand nun alles. Von heute an wollte er grad so gut sein wie die Heiligen. Das war sein fester Vorsatz, als er sich vom Jose trennte.

* * *

Es war am Sonntag nach dem Antoniusfeste. Im Pfarrgarten zu Fatima saßen Herr Markus Ferreira, Herr Manuel Sascao und Bernardo Lucas.

Herr Markus war Ortspfarrer von Fatima. Reich war er an Erfahrung, an Menschenkenntnis und an Frömmigkeit.

Der neben ihm sitzende Herr Manuel war auch Priester. Aus einer entfernten Grenzstadt, wo man schon fast spanisch spricht, war er gekommen, um Herrn Markus einen Besuch abzustatten. Herr Manuel war in der Mitte der Dreißiger. Er hatte ziemlich hoch studiert und war Doktor in der Theologie. Sehr ernst war er, ein großer Politiker, und äußerst streng in seinen Predigten.

Bernardo Lucas trug einen mächtigen Schnurrbart. Sein Amt als Gemeindevorsteher von Fatima trug er mit Würde. Er war in dieses Amt gerutscht, weil er treu zu jener Partei hielt, die damals in Portugal regierte.

Ganz treu war Bernardo seiner Partei eigentlich nicht, denn er ging jeden Sonntag zur Kirche. In Portugal war seit 1910, seit der Zeit der neuen Republik, das Kirchengehen bei den Staatsbeamten nicht sehr in Mode. Die Regierung war sogar sehr kirchenfeindlich. Die Gesetze, die man da über Religionsunterricht, über Kirchengut ,gegen Predigten und Sünden der Priester herausgab, suchten dem Glauben des Volkes so viel zu schaden als nur möglich. Ganz offen bekannten sich die Parteiherrscher zum Unglauben und zum Freimaurertum. Von den führenden Zeitungen des Landes wurde der antiklerikale und antireligiöse Geist der Regierung nach Kräften unterstützt.

Bernardo war überzeugt, daß die jetzige Regierung politisch die beste sei, die Portugal haben könne. Mit der Kirchenverfolgung sei es nicht so schlimm, wie man es mache, meinte er. Wenn einmal die Kirche richtig gut werde, käme auch das wahre, gutmeinende Gesicht der Regierung voll und ganz zum Vorschein.

Pfarrer Markus ließ sich gewöhnlich nicht gern in politische Gespräche ein. Er sei zu alt, sagte er, um die

Sachen der neuen Politik zu verstehen. Man solle ihm seine Schäflein in Ruhe lassen und schön zur Kirche kommen . Mehr wolle er nicht.

Herr Manuel dagegen griff jeden an, der zur regierenden Partei gehörte, auch den Bernardo Lucas. Er konnte nicht verstehen, wie man katholisch und zu gleicher Zeit Anhänger einer Partei sein könne, die offen gegen den Glauben auftritt.

Heute jedoch wurde die Politik überhaupt nicht erwähnt. Wichtigere Dinge waren da, die ziemlich viel Aufregung brachten und geklärt werden mußten. Alles kam von den Muttergotteserscheinungen, die die Martokinder und Luzia Santos schon zweimal gehabt haben wollten. Nicht alle Leute lachten mehr darüber. Viele begannen stutzig zu werden und sprachen davon, die heilige Gottesmutter könne wirklich dagewesen sein. Nicht nur in Fatima, in allen nahen und weiteren Ortschaften war man bereit, am 13. Juli zum Irenental zu gehen, um zu sehen, was geschehen wird. Sehr viele sagten sogar ganz einfach: „Wir gehen hin, zur Mutter Gottes zu beten."

Dann kam noch gestern die Geschichte mit der Rosa. Solange in Fatima Taufbücher geführt wurden, gab es so etwas nicht, was die Rosa da an Ärgernis mit heimgebracht.

Am Freitag kam sie aus dem Norden, wo sie gedient hatte, zurück. Am Samstag brachte sie ein Kind zur Welt. Unverheiratet. Herr Markus, der sich aus lauter Aufregung nicht wohl fühlte, schickte seinen Besucher, den hochwürdigen Herrn Manuel, zu Rosa und ihren Eltern hin. Herr Manuel war gegangen und hatte der Rosa in aller Strenge gesagt, wie groß ihre Sünde vor Gott sei, wie groß auch das Ärgernis sich stelle, daß sie der ganzen Gemeinde gegeben. Rosa hatte reumütig geweint. Dann tat sie mit aller Bestimmtheit kund, sie werde am 13. Juli zum Irenental gehen, um zur heiligen Gottesmutter um Gnade und Erbarmen zu flehen.

Da war Herr Manuel aufgebraust: „Weiß Gott, du hast es nötig, zur heiligen Maria zu beten. Es ist dir aber ebenso nötig, deine zerbrochene Tugend etwas demütiger zu pflegen. Tu Buße zu Hause, und im richtigen Glauben, nicht im Aberglauben. Ins Irenental brauchst du erst garnicht zu gehen. Erstens würde ich mich schämen, vor den Leuten zu erscheinen, wenn ich in deiner Haut stäke, zweitens ist im Irenental nichts."

Dann hatte Herr Manuel heute im Hochamt gepredigt. Streng ward in seiner Ansprache der Grundsatz wahrer Marienverehrung gegeben, und alle Gefahren des Aberglaubens wurden gezeigt. Dann führte Herr Manuel die Rosa als Beispiel an und sagte:

„Viele Menschen kümmern sich jahrelang weder um Gott noch um Tugend. Dann, wenn etwas geschieht, sind sie die allerersten und in der vordersten Reihe der Beter. So ein Mensch ist nicht wert, daß er vor der heiligen Jungfrau sich zeigt."

Das war etwas stark. Herr Manuel meinte es ja wohl gut, er ging in seinem Eifer aber doch zu weit. Alle Leute wußten, daß er die Rosa im Sinne hatte. Selbst Pfarrer Markus schüttelte mißbilligend den Kopf.

Beim Mittagstisch erwähnte Pfarrer Markus die Predigt mit keinem Worte. Er wollte erst nach dem Mittagsschläfchen mit seinem jungen Mitbruder darüber reden.

Pfarrer Markus war klug. Er wußte, daß jeder Priestermagen nach dem Hochamt vom langen Fasten und vom Predigen nervös ist. Da hat es wenig Zweck, zu disputieren, und besonders keinen Sinn, zu widersprechen.

Während des Mittagessens schellte die Haustürglocke. Ein kleiner Junge kam, von Rosa geschickt. Sie wünschte Herrn Kaplan Manuel zu sprechen.

„Die hat gewiß erfahren, was ich heute in der Predigt gesagt habe. Jetzt hat sie Gewissensbisse", meinte Herrn Manuel. Dann wandte er sich dem Buben zu und sagte:

„Du kannst der Rosa melden, daß ich nicht kommen werde. Was ich ihr zu sagen habe, hat sie gestern gehört. Nur gute Menschen werden vom Priester besucht."

Pfarrer Markus war nun aber doch erstaunt. Er hielt seine Schäflein wohl auch stramm in der Hand, so streng und hart konnte er aber nicht sein. Fast mißmutig schüttelte er den Kopf und ging in sein Zimmer.

Später, am Nachmittag, kam dann der Gemeindevorsteher Bernardo Lucas. Er wollte mit seinem Pfarrer sprechen.

Pfarrer Markus lud ihn ein, in den Garten zu kommen. Dort sei es kühler, wenn man sich unter die Bäume setzte. Heute war ja Sonntag, da konnte man sich etwas mehr Zeit nehmen.

Pfarrer Markus und Bernardo Lucas gingen hinaus. Draußen, im Garten, wanderte Herr Manuel brevierbetend auf und ab. Als er Pfarrer Markus und den großen, strammen Bernardo sah, klappte er sein Brevier zu und lächelte den Männern entgegen.

„Kommen Sie, wir setzen uns ein wenig, falls es Sie nicht stört", meinte Pfarrer Markus freundlich. Er ließ sich in einen Korbsessel nieder. Herr Manuel trat an den Tisch, und Bernardo Lucas hielt ihm mit großer Manier einen Stuhl hin. Dann setzte auch er sich.

„Muß zur heutigen Predigt gratulieren, Hochwürden", sprach Bernardo ernst. Pfarrer Markus zupfte sich ein paar mal die Nase. Das glaubte er schon, daß diese Predigt auf Bernardo Eindruck gemacht hatte. Er kannte seine Herde und jedes einzelne seiner Schafe. Auch die Böcke.

Herr Manuel schaute inzwischen mit aufmerksamer Miene auf den Gemeindevorsteher. Er sagte kein Wort. Bernardo aber fuhr fort:

„Grad wegen dieser Sache, wegen der Muttergotteserscheinung, wie man sagt, bin ich hier. Es muß da etwas getan werden. Die Leute werden unruhig. Wenn das so weiter geht, haben Sie bald niemanden mehr in der Kirche. Alles wird da im Irenental herumlungern und die Luft anbeten. Haben Sie gelesen, was die Zeitungen schreiben? Man verspottet uns gläubige Katholiken nicht schlecht. Es ist wirklich Zeit, Herr Pfarrer, daß wir dem Volke allen Aberglauben abgewöhnen."

„Ja, es muß schon etwas getan werden", gab Pfarrer Markus nachdenklich zurück. „Ich weiß wirklich nicht, was ich von der ganzen Sache denken soll."

„Da ist nicht viel fürs Nachdenken vorhanden", mischte sich jetzt Herr Manuel ins Gespräch, „die ganze

Sache muß gewaltsam abgebrochen werden. Sie werden in Ihrer Sonntagspredigt ein sehr ernstes Wort sprechen müssen, Herr Pfarrer, ein sehr ernstes und klares Wort."

„Das ist es ja eben, ich weiß nicht, ob ich das tun soll oder nicht", entgegnete Pfarrer Markus besorgt.

„Warum denn nicht?" fragte jetzt Bernardo, „wollen Sie damit etwa sagen, daß auch Sie an die Erscheinungen glauben?"

„Keine Angst, Bernardo", antwortete Herr Manuel für den Pfarrer von Fatima, „die katholische Geistlichkeit ist in solchen Dingen sehr vorsichtig. Wenn man jeder Erscheinung glauben wollte, die uns Priestern gemeldet wird, hätten wir bald mehr gnadenlose Wallfahrtsorte als gnadenvolle Tabernakel."

„Ganz recht, ganz recht", eiferte Bernardo, dem diese Unterhaltung mit gelehrten Priestern äußerst gefiel. „Ich sage ja auch: Wie kann die Gottesmutter solchen Rackern erscheinen, wie die Luzia Santos und die Martokinder es sind? Die ganze Geschichte zeigt mir, daß diese Kinder sogar schlechter sind als alle anderen. Sie lügen, oder sie bilden sich Sachen ein. Wie es auch sein mag, sie sind starrköpfig, sehr schlimm starrköpfig. Überhaupt den Franz sollten Sie sich einmal vornehmen, Herr Pfarrer. Dem Burschen trau ich nicht. Er keitl sich mit anderen Buben rum, und seine Schafe läßt er auf anderer Leute Land weiden."

Pfarrer Markus schaute nachdenklich vor sich hin. Dann sagte er:

„Es ist wahr, wir haben schon viel Ärger wegen angeblicher Erscheinungen und Offenbarungen gehabt. Man muß sehr vorsichtig in diesen Sachen sein. Die Kirche bestätigt solche Sachen nicht, so lange sie nicht so klar bewiesen sind, daß kein vernünftiger Beweis gegen sie aufgebracht werden kann. Andererseits gibt es aber doch Erscheinungen. Da ist Lourdes. Dieses Lourdes liegt mir im Kopf."

„Sie wollen Fatima doch nicht mit Lourdes vergleichen? Und die drei Kinder nicht mit Bernadette?" fragte Herr Manuel, und Bernardo lachte laut und gemütlich auf:

„Bernadette und Franz und Jacinta und Luzia? Das ist gut, Herr Manuel, das ist wirklich gut. Soviel ich weiß, war Bernadette ein heiligmäßiges Mädchen. Da glaubt man es schon eher, daß ihr die heilige Gottesmutter erscheint. Dann sind in Lourdes doch auch große Wunder geschehen."

„Die Wunder stellen sich immer erst später ein", antwortete Herr Markus, und dann fügte er ernst hinzu:

„Von unseren Muttergotteserscheinungen bin ich wirklich noch lange nicht überzeugt. Kann aber auch nicht sagen, daß sie ganz unmöglich sind. Wer kennt den Weg des Herrn? Es ist wahr, Franz, Jacinta und Luzia sind gewöhnliche Kinder, fromm wie alle anderen, und auch schlimm, wie jedes Kind. Wo aber ist je auf Erden ein Heiliger zur Welt gekommen? Heilig waren doch nur der Sohn Gottes und seine jungfräuliche Mutter geboren. Alle anderen Menschen, auch die größten Menschen, kamen als Sünder zur Welt. Jeder, auch der heilige Antonius, mußte Sünden zum Beichtstuhl schleppen. Heilig sind sie erst geworden, nachdem sie ihre Fehler und Sünden gezähmt, und christliche Tugend vollkommen geübt hatten. Wirklich, man liest manchmal eigenartige Geschichten im Leben der Heiligen."

„Das gebe ich schon gern zu", eiferte da Herr Manuel, „jeder Heilige war anfangs ein Sünder. Es gab solche, die sogar lange Jahre in Sünde lebten. Aber etwas Gutes war doch immer schon an ihnen zu merken."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen, meine Herrn", erwiderte Herr Markus, „ich sage nicht, daß ich an die Erscheinungen im Irenental glaube. Bevor ich aber mein Urteil gebe, muß ich mir noch viel Zeit lassen. Übrigens werde ich mir die Kinder einmal hierher rufen. Ich werde sie einmal selbst ausfragen."

Bernardo Lucas erhob sich.

„Ich werde jetzt gehen müssen, Herr Pfarrer", sprach er. „Rufen Sie die Kinder her und reden Sie ihnen zu. Die Sache ist bereits in aller Öffentlichkeit. Sie wissen ja, wir Katholiken können es uns heute nicht erlauben, zur Zielscheibe neuen Spottes zu werden. Fatima muß sofort aufgeklärt und beruhigt werden. Tun Sie alles, was Sie können."

Nachdem Bernardo gegangen war, blieben Herr Markus und Herr Manuel noch eine Weile sitzen.

„Sie hätten heute Mittag die Rosa besuchen gehen sollen", meinte Pfarrer Markus nach einer Weile. „Ich denke, Sie haben es ihr durch die Predigt zu schwer gemacht.

Kaplan Manuel schaute dem alten Pfarrer scharf ins Auge.

„Herr Manuel", sagte er, „der Glaube steht heute auf sehr schwachen Füßen. In den Städten sind wir garnicht mehr angesehen. Wir zählen einfach nicht. Das Volk trinkt viel geistiges Gift, es wird gefährlich von der Glaubenslosigkeit der Zeit angesteckt. In die Kirche kommen die Leute wohl noch. Ihre Sitten gehen aber bergab. Und dort, in der sogenannten Sittenfreiheit, fängt das Übel der Glaubenslosigkeit an. Unser Volk muß wieder die ganze Strenge der Gottesgebote kennen. Wer Buße verdient hat, muß Buße tun, ohne Erbarmen. Sind wir zu milde, wird das Volk weich."

„Güte ist immer schon das beste aller Überzeugungsmittel gewesen", erwiderte Pfarrer Markus darauf still.

„Güte darf aber nicht zur Weichheit werden. Auch sie muß sich an die Grundsätze der Vernunft und der Gesetze halten", eiferte Kaplan Manuel.

Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich der Landstreicher Jose vor den zwei Geistlichen. Sie hatten garnicht gesehen, ob er durch das Tor oder ob er über die Hecke gekommen war. Jedenfalls war er da. In den Händen hielt er seinen beschmierten Hut, und das graue Haar stand gar wild auf seinem halb kahlen Schädel.

„Herr Pfarrer, ich möchte mit ihnen was reden", sprach er schüchtern.

Kaplan Manuel schaute dem Landstreicher in die unruhigen Augen. Dann roch er Schnaps.

„Du bist betrunken, Kerl. Was willst du hier im Pfarrgarten?", rief er den Vagabunden an.

Jose's Blick wurde bös. „Mit dem Pfarrer will ich reden, nicht mit dir."

„Ich bin kein du für dich, Kerl, merk dir das", rief Kaplan Manuel erbost.

„Dann steck dich nicht in andrer Leute Sachen rein. Ich bin nicht zu dir gekommen, ich will den Pfarrer da sprechen," schrie Jose.

Pfarrer Markus sprang auf.

„Jose", rief er, „das ist keine Art und Weise, zu einem Priester und zu einem Menschen zu sprechen, der bei mir zu Gast ist. Was willst du?"

„Nichts will ich! Nichts!", schimpfte Jose laut. „Einen Rosenkranz wollte ich. Jetzt will ich aber keinen mehr. Muß man hier bitten und betteln, bis man beten darf? Und daß ihr mir die Kinder nicht anrührt, ihr Speckschwaten. Der Franz und die Mädel haben die heilige Maria gesehen, ihr Pfarrer seit lange nicht heilig genug, die Gottesmutter zu sehen. Pfui!"

Jose spuckte aus und torkelte davon.

Er war betrunken.

Pfarrer Markus sank erschöpft in seinen Stuhl.

„Da haben Sie's. So weit haben die Kinder es schon mit ihrer Geschichte gebracht. Und da soll man noch gutmütig bleiben? Herr Pfarrer, ich denke mit aller Bestimmtheit, daß Sie sofort fest auftreten werden müssen."

Pfarrer Markus winkte müde ab.

„Wir hätten nicht so scharf mit Jose sein sollen", sprach er halblaut.

„Nicht so scharf?" fragte Kaplan Manuel.

Da beugte sich Pfarrer Markus zu seinem Besucher hinüber und sprach:

„Darf ich Ihnen als alter Mann einen guten Rat geben? Dann hören Sie: Strenge stößt ab, Güte zieht an."

Kaplan Manuel erwiderte nichts. Er blieb noch eine kurze Weile sitzen, dann erhob er sich, öffnete sein Brevier, und begann betend auf und ab zu gehen.

Pfarrer Markus sah ihm ein paar Minuten lang zu. Dann stand auch er auf, trat auf Kaplan Manuel zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach in freundlichem Ton:

„Wir sind beide heute etwas zu nervös. Vergessen wir die Sache und streiten wir uns nicht mehr."

Dann reichte er dem jungen Priester die Hand, die Kaplan Manuel mit ehrlichem Empfinden schüttelte.

„Sie haben recht, Herr Pfarrer. Es hat keinen Sinn, sich zu streiten. Eben betete ich die Worte: „Glückselig, die da makellos des Weges ziehn, die im Gesetze Gottes wandeln."

„Ja, die Worte sind schön", kam es da ernst aus Pfarrer Markus Mund. „Sie sind aus dem Brevier, aus der ersten Tagesstunde des Priestergebetes. Der Priestertag ist lang. Ich gehe ihn schon fast vierzig Jahre. In der dritten und sechsten und neunten Stunde betet man anders."

„Was meinen Sie denn damit",? fragte Kaplan Manuel erstaunt.

Pfarrer Markus schüttelte nur den Kopf. „Wir wollen heute nicht mehr disputieren. Hoffentlich brauche ich Ihnen niemals zu sagen, was ich gemeint habe."

Am nächsten Morgen gab es neue und viel größere Aufregungen im Pfarrhause. Die Haushälterin schleppte ein Bündelchen zu Kaplan Manuel, und drinnen war ein schreiendes Kind. Oben auf den Tüchern befand sich ein Briefumschlag mit der Aufschrift: Herrn Kaplan Manuel Cascao, zur Zeit in Fatima.

Kaplan Manuel schaute verdutzt auf das Kind. Dann nahm er den Brief und las: „Ich bin krank. Ich bin aber doch fortgegangen. Sie haben gesagt, ich sei nicht gut genug, vor der Gottesmutter zu erscheinen. Wenn das wahr ist, wenn ich so schlecht bin, dann bin ich auch nicht gut genug, daß mein Kind mich ansieht. Sie sind ein heiliger Mann. Nehmen Sie sich also das Kind. Rosa."

„Ist so etwas möglich?" rief da Kaplan Manuel aus, und erbost lief er hinüber ins Zimmer des Pfarrer Markus.

Pfarrer Markus hörte sich die neuen Sorgen an. Seine Stirn war tief gefurcht.

„Was machen wir jetzt?" fragte Herr Manuel ungeduldig.

„Wir werden die Rosa wiederfinden müssen", sprach Pfarrer Markus, stand auf, nahm seinen Hut, und ging hinaus.

Rosa war aber nicht zu finden. Den ganzen Tag nicht und auch nicht am nächsten. Kaplan Manuel war verbittert und ratlos. Man hatte das Kind vorübergehend einer bessergestellten Familie übergeben. Was weiter geschehen sollte, wußte sich keiner der Priester zu sagen.

Am nächsten Tag, spät am Nachmittag, kam Herr Manuel zu Pfarrer Markus.

„Ich bin beim Bernardo gewesen. Er hat das Kind genommen und ist mit ihm auf dem Weg zur Stadt. Ich wollte, er solle es den Eltern Rosas überlassen. Das wollte er aber nicht. Bis die Polizei entscheidet, was zu tun sei, wird er das Kind im Waisenhaus halten lassen. Diese Sorge sind wir vorläufig los."

„Herr Manuel", sagte das Pfarrer Markus, „gestern haben Sie mich gefragt, was ich meinte, als ich vom Priestertag sprach. Heute kann ich Ihnen schon etwas darüber sagen. Die dritte Tagesstunde in unserem Priesterbrevier beginnt mit den Worten: „Gib mir, Herr, zur Richtschnur deiner Vorschrift Weg, ich will beschreiten ihn bis an mein Ende".

„Sehen Sie", fuhr er dann fort, „in unserer Priesterjugend sind wir manchmal furchtbar selbstsicher. In unserem ersten Eifer sind wir oft so fromm und so erbaut von uns selbst, daß wir überhaupt nicht verstehen können, wie andere Leute noch sündigen, und manchmal auch, wie ältere Priester so — sagen wir mal — gleichgültig sein können. Ja, glückselig wir, die wir da makellos des Weges ziehn, denken wir uns.

„Und dann kommt etwas, das schief geht — meistens durch unsere Schuld. Was dann? Ja, dann werden wir unsicher. Dann wissen wir: Nur Gott vermag zu helfen. Dann sehen wir, daß wir doch nicht so ganz makellos sind in unserem Urteil. Wo das geschieht, das ist der Priester bereits bei seiner dritten Tagesstunde angelangt, in der er ruft: Gib mir, Herr, zur Richtschnur deiner Vorschrift Weg! Ja ja, um den Rat Gottes beten wir dann. Den zweiten Teil dieses Psalmverses sollten wir aber vorsichtig hersagen. „Ich will beschreiten ihn bis an mein Ende" heißt es da. Als ich so jung war wie Sie heute sind, habe ich diese Worte auch noch nicht begriffen.

(Fortsetzung folgt.)

# MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

# Saturday is Mary's Day

By JAMES A. SHEEHAN, O.M.I.

After confessions the pastor said, "We're going out to dinner. one of the parishioners asked me to bring you over. You won't be sorry."

The good Father had a genius for understatement; I had never tasted a more delicious roast. But it bothered me no little that our hostess did not so much as taste the meat. After a while my curiosity got the better of me and I jokingly asked her if she was really afraid of her own cooking.

Her husband came to the rescue. "Mother never eats meat on Saturday, Father," he said. "It's an old Irish custom. You see, Saturday is Mary's day."

Yes, Saturday is Mary's day—and its observance is not limited to Ireland. Once it was the common thing all over the Christian world.

How did it begin? We might say that it started with the Prophet Ezechiel who said that on the Sabbath the priests and people should gather at the Eastern Gate of the Inner Court of the Temple, the gate through which the Prince would one day enter. At the threshold the priests were to offer their holocausts and peace offerings, and the people to adore their God. Scriptural commentators have declared that the Eastern Gate of the Prince is a prototype of the Immaculate Mother of God. She is the Gate through which the Divine and Eternal Prince, the Son of God, entered the world. This then is one reason why Saturday is Mary's Day.

St. Bernard says that Saturday is a weekly memorial of the saddest and cruelest day in Mary's life. It is true that outwardly she suffered her martyrdom on the first Good Friday. But during most of that day she still had Christ with her. Regardless of the barbaric surroundings, she could still speak to Him and He to her. On Saturday Mary suffered alone. She was perhaps the only person in the world whose faith in Jesus was unshaken. It was during her loneliness on that first Holy Saturday that the sword predicted by Simeon was sheathed in her heart.

The practice of honoring Mary on Saturday is of very ancient origin. Towards the end of the eighth century, Alcuin composed several votive Masses for Saturday in honor of the Blessed Virgin. St. Peter Damien, who died in 1072, writes of the custom of celebrating Mass on Saturday in Mary's honor as traditional in many



Vol. XV. June 1947 No. 9

## CONTENTS



The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

churches. An ancient ritual of the Monastery of Bec (founded in 1031) informs us that not only was Mass usually celebrated in Mary's honor on Saturday but also the whole Office was dedicated to her.

The Council of Clermont, under Pope Urban, in the year 1095 officially decreed that Masses and Offices on all Saturdays were to be in honor of the Blessed Virgin unless such procedure would interfere with the celebration of more important feasts. The practice, thus officially approved, can be traced back at least to the time of St. Ildefonse (around 660 A.D.) when that worthy Bishop of Toledo composed an Office in Mary's praise.

The first public rendition of St. Ildefonse's Office demonstrates that Mary herself approved of the naming of Saturday as her day. The story is told that on one Saturday Ildefonse heard the most beautiful music issuing from his church. Others heard it also, because as he rushed to the church to investigate, he was joined by many of his people. Upon entering, the good Bishop beheld a choir of angels chanting the Office he had composed. And assisting at the Office from the Pontifical Throne was the Mother of God herself.

As an added testimony of Mary's interest and approval of Saturday as a day of special grace in her cult, mention should be made of the great Sabbatine Privilege. This privilege is granted to those who wear Mary's Scapular of Mt. Carmel, who observe the virtue of Chastity according to their state in life, and who say the prescribed prayers. The privilege is published in a Bull issued by Pope John XXII in which he tells of an apparition he received from the Mother of God in which she said of those who were faithful to her in the devotion of her Scapular, "I, the Mother of Grace, shall descend into Purgatory on the Saturday after their death, and whomsoever I shall find in Purgatory I shall free . . . "

During the last World War, Our Blessed Mother appeared to the shepherd children of Fatima in Portugal and told them that the days of the war could be shortened by prayer and penance. Speaking of the sorrow caused her by sin, Mary said, "Do you, at least, try to console me. I promise to help at the hour of death, with the graces nesessary for salvation, whoever on the first Saturday of five sucessive months shall receive Holy Communion, recite five decades of the Rosary and keep me company for fifteen minutes while meditating on the fifteen mysteries of the Rosary, with the intention of making reparation to me."

How is the Queen of Heaven to be honored on Saturday? We have already seen that it is a time-honored and approved custom in the Church to offer in Mary's honor the Masses and Offices that are proper to her. From this practice it is easily concluded that attendance at Mass and the recitation of the Office of the Blessed Virgin (or, in its place, the Rosary) are the ideal way of pleasing her. And, while at Mass, what could be more calculated to win Mary's love than the reception of her Divine Son's Body and Blood?

There is another way, one that reaches back to the infancy of the Church—that of fasting and abstaining on Saturday. Mention is made of the custom of fast and abstinence in the Apostolic constitutions, a work that brings us back to the fourth century. Furthermore, Pope Innocent I, who died in 417, published a decree that all should fast and abstain on Saturday. "We do not minimize the importance of Fasting on Saturday (as well as Friday), because those two days were days of sadness for the Apostles

---

# "America's Cheekiest"

King Kalakaua of Hawaii, in his voyage around the world in the '80's, arrived in New York simultaneously with the annual opening of Barnum's Hippodrome. Barnum, seizing the opportunity to justify one of his cherished mottos—"Every crowd has a silver lining"—called on the King at his hotel and prevailed upon him to attend the opening of the exhibition.

"I shall be delighted to have the honor of escorting you," said the audacious Yankee. "You need not order carriages for I will bring my own."

On the next day Mr. Barnum reappeared, to escort the royal party. The King was astounded to see a gorgeous golden chariot drawn by six superb white steeds. Without hesitation he climbed up the great vehicle. In three other golden chariots the royal party followed. The curious cortège wound through the streets for miles, and great was the amusement of the multitudes who read, fastened to the sides of the chariot, immense banners with the words, "His Majesty the King Visits Barnum's Hippodrome."

For this remarkable achievement in advertising, the New York Tribune hailed Barnum as "The Cheekiest Living American," and he at once inserted the compliment in all his handbills and posters.

—William A Croffut, American Procession

and for all those attached to Christ."

As may be observed from the words of Pope Innocent, the reason for fast and abstinence at first was not directly the honoring of the Mother of God. Rev. Z. E. Jourdain in his "Summary of the Grandeurs of Mary" writes: "Fast and abstinence on Saturday have as their objective: sanctification, penance and mortification on the day that Our Lord spent entirely in the tomb. But this principal intention in no way clashes with another joined to it by the piety of the faithful: the design to honor Mary and to bear a share of her sorrows. These two motives dovetail so well that, far from being mutually exclusive, they are difficult to separate. It is inconceivable that we should weep upon the tomb of Jesus Christ and, at the same time remain indifferent to the sufferings of His Holy Mother during the time when His Body was sealed in the tomb."

Devotion to Mary was unquestionably joined to the Saturday fast and abstinence in the thirteenth century, because at the time St. Anthony wrote, "But also bad Christians in their own way praise the Virgin . . . fasting in her honor on Saturdays."

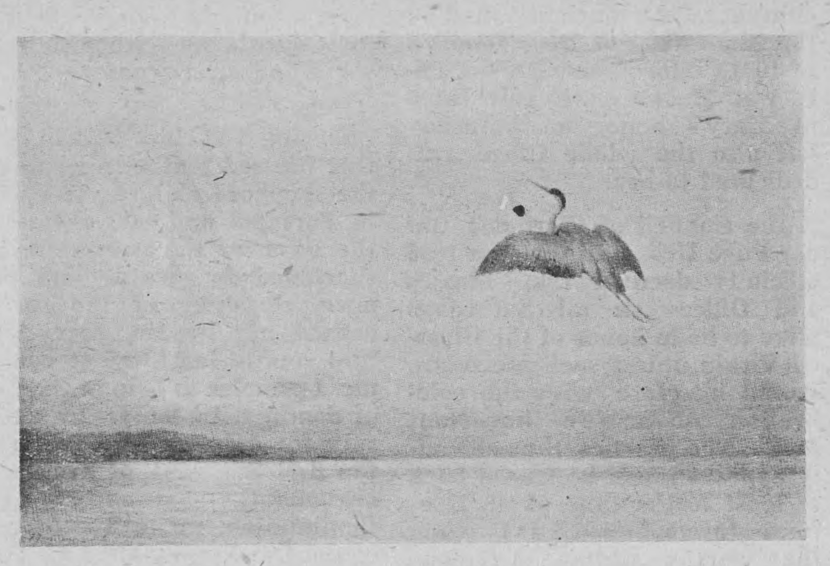
Centuries run their course. Kingdoms fall. Customs change. But the hungering of the human soul for Good, the True and the Beautiful lives on. So we find that the traditional observance of Mary's Day still has its adherents. In certain sections of Ireland the practice is quite common. Among American Catholics, however, it has unfortunately all but disappeared.

I say "unfortunately" because at no time in history have the world in general and our country in particular been in greater need of Mary's protection than today. Mary saw darkness shroud the world during her Divine Son's three hour agony. The friends of Christ at the foot of the Cross then clung to Mary as their refuge; nor did they cling in vain, for Mary even then was cooperating with her Son in the Redemption of the world. Once again the world is shrouded in darkness—the darkness of fraternal strife and moral disorder; if we would be saved, we should once again seek refuge in Mary.

By following the Church's tradition of dedicating Saturday especially to the Mother of God, we shall not only obtain many graces from the hands of our Advocate, but we shall also be taking effective means to combat the growing indifference to the sacredness of the Lord's Day. In former times Saturday was the day on which the Catholic prepared himself in body and soul for the proper observance of Sunday. Today, for too many Catholics, it is the day of the weekly "party" which is carried on into the early hours of Sunday morning, with the result that many miss Mass altogether, while others abstain habitually from the reception of the Holy Eucharist.

The sorrow which Mary experienced on the first Holy Saturday, and which was the inspiration of the Saturday devotion, is only a memory now. But how real must be the sorrow of Our Blessed Mother today to see Her Divine Son thus dishonored by her earthly children. Should not we who love her seek to bring her comfort, both by our own good example and by making her Saturday a day of special penance and prayer in reparation?

This year the Holy Father again called us to prayer and penance during Mary's Month, in order that the Queen of Peace might shorten the days of tribulation and bring lasting peace to this war-torn world. Surely we could do nothing better than make Mary's Day a time of weekly prayer and self-denial for that same end. Take out that engagement book of yours and write on each seventh page: Saturday for Mary!

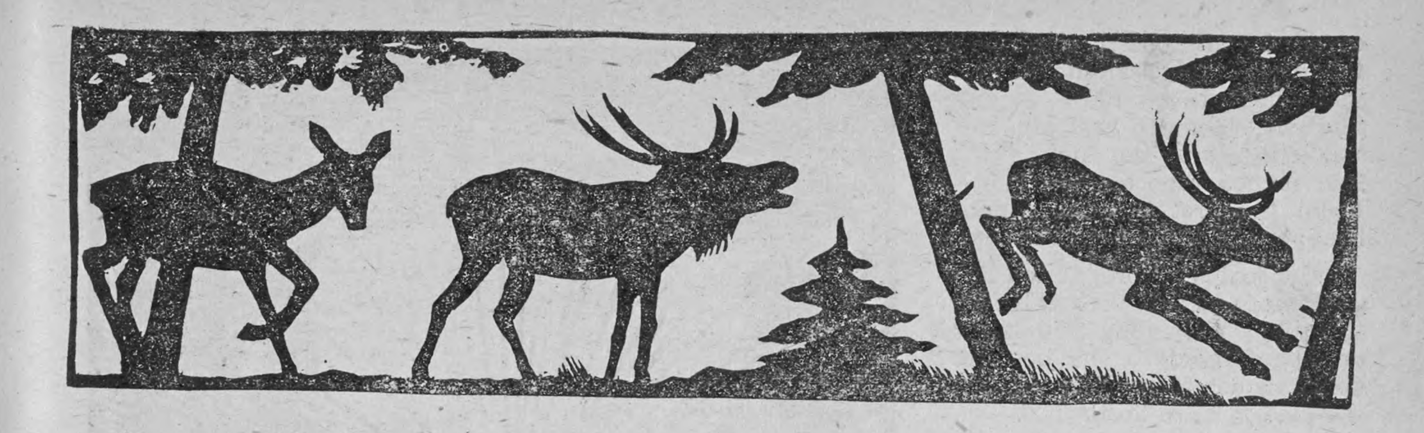


Joseph Farquharson **Sunrise**

---

A drunk is not a reliable witness of his own sobriety.

Love is the fine art of passion.



# SABOTAGE

## By Kathleen Blake

The doorbell rang. Mary stopped making vicious little dabs with her dustrag to start hallward. But already young Jimmy was at the door.

"Why, it's Auntie Tess!" he yelled joyously.

Queer how Mary resented that gladness, though she supposed it was natural enough. Theresa Sheldon was always doing something for Jimmy, or little Bob, or baby Cynthia. Why shouldn't she, reflected Mary crossly. She'd no children of her own to do for!

Mrs .Sheldon entered, one arm about Jimmy, the other for Bob and Cynthia arriving to fling themselves tumultuously on her. She sat down on the davenport, her gray eyes with that underlying wistfulness eyeing the pleasant gray and yellow chintz and darker browns of the living room.

"Why doesn't my place look like this," she said discontentedly. Dick gives me enough to spend. I know—" she was answering herself, "it's the children. Their books should be there, their toys, their funny little chairs."

"You should have them to pick up after," responded Mary tartly. "I told myself: Jim's in the Army; there should be one less to do for. But have I got it easier!"

Tess squeezed the small bodies up to her. "You rascals! Shame on you for being such a bother to your mother!"

"Well, what is it to be?" The rounded brunette opposite changed the subject impatiently. Tess had said she might go into war work, just as June Hayes, just as practically everyone was doing. Everyone but me, thought Mary rebelliously.

"Oh, I'm applying for work at the defense plant," Tess told her. "What other answer was there? Dick's gone into service, I've time on my hands, I'm disgustingly healthy. My country needs me."

"You're lucky!" Mary burst out. "If only I could go. But with these children on my hands —" She stopped suddenly, a little frightened at the havoc she'd raised. Jim and Bob were shrinking behind Tess, Cynthia beginning to whimper. Mary rushed to sweep them to her.

"There, there, darlings," she said remorsefully. "You know I love you. Now you run and play, let me talk to Auntie Tess."

She turned away from their scampering heels. Tess was looking at her with a look Mary didn't relish. She flushed. "What's wrong?' she demanded. "You look as if I were some sort of monster. There never was a more conscientious mother. But —oh, Tess, I want to be patriotic too. And its practical. There are day nurseries with trained attendants—"

"But not mothers." Tess went on: "Ever hear of sabotage, Mary?"

"Sabotage? Of course. Obstructing the war effort, isn't it, destroying materials."

"Homes can be sabotaged too," Tess said quietly.

Mary stared. Then two angry spots flamed in her cheeks. "Tess Sheldon, if you weren't my guest—"

Tess flushed. But she got up and gathered the fox around her slender shoulders. "I'm sorry," she said. "Sorry you feel that way." She went out slowly.

From the first, Mary liked her work at the Bridgeport Furniture plant. It had turned out chairs and davenports and tables by the thousands; now it was

covers for ailerons that went on the Air Force's training planes. Mary had always liked sewing. She put vigor and zest into her "six stitches to the inch, stitch four inches, then make a knot." From the first the department head was noticing her deftness.

"You just see," prophesied Rosa Tomaso, one of the twelve on the job, "first t'ing you know you be forelady. The boss he don' like dat Mees Simpson, say she always have headache."

Mary had no headaches, real or fancied. She was supremely happy now. Of course it meant hurrying, it meant, when she 'knocked off' at night, picking up the children at the nursery, seeing that seven-year-old Jimmy who attended school, had washup his lunch dishes. It meant feeding the children, getting them to bed . . . But think of the things she could buy them!

True, Cynthia had dropped the lovely new doll to clutch frantically at her mother. Poor baby; Cynthia didn't really see much of her mother. But this was war-time . . .

She started. Rosa was talking. "You have a boy, Jimmy?"

"Why—yes."

Rosa flirted her ear-rings. "He play with my Tony."

"But how could he?" Mary said. "They live a whole town apart."

"They see each other at movies," beamed Rosa, "and down town getting pop and hamburgers at the stand."

Movies? Hamburgers? Her Jimmy who was supposed to come home right after school, play only in the neighborhood? Mary's thoughts whirled. That's where he got the "Stick 'em up, bo!" Thats' why the balanced lunches she left looked so strangely untouched.

"Oh, that's fine," she answered Rosa hastily, "Glad they like each other." Then, a little desperately: "Don't you ever—well, worry about your boy?"



Rosa shrugged mammoth shoulders. "I leev him to the good God."

But the good God made mothers to care for—Mary's thought stopped. Why do I feel guilty? she asked herself crossly. I devote every evening and Sunday to my children, I don't go to shows, take any other recreation.

Jim came home on furlough, that short one that everyone knew prefaced overseas departure. Mary was glad to see that tall lean shape, that dear ugly face get down from the train, that she clutched his arms blindly and began to cry.

He crushed her up to him. "How are the kids?" said he.

"Fine. Wonderful," she gasped. "You'll see them. I kept Jimmy home from school and the little ones from the nursery— She felt his sudden clutch.

"Nursery?" He pushed her off. "Mary, you're in slacks. You're working. But—you said I was sending home money enough?"

She said quickly, to get it over with. "I didn't tell you, Jim. You're so—well, conservative. But—Jim," she burst out, "my people have fought in every war since the Revolution. I'm the last; a girl. And Jim, I simply had to do my bit some way or other!"

Jim Culhane said very quietly: "But—our children?"

Her words tumbled out. "Bob

and Cynthia are wonderfully taken care of at the nursery. They have their naps, their play, their diet charts. And Jimmy—"

His face didn't change in its steeliness.

"Oh, don't be like that!" cried Mary. "You're spoiling all the fun of seeing you. I'd planned our cosy talks, things we'd do."

His voice was gray. "I'm sorry." And thereafter he tried to be the Jim she knew .He was only home over the week end, and they tried to fill every minute of it. And through it all the children clung to him, they dogged his every step. "You'd think ," smiled Mary, a little acidly, "that I was the stranger."

Jim watched the trio rush out briefly to roll in the snow he had shovelled. And, "I think you are," he said.

It was the match to tinder. "That's right; out with it!" flamed Mary. "I'd rather that than your condemning me silently evry minute of your time home. Admit it: haven't you?"

He eyed her silently. Then, "Darling, we mustn't quarrel. We can't." His hands gripped her shoulders. "I leave tonight. Who knows when or if I'll see you again!"

"I'm sorry."

She tried to play up to the moments so soon over. He did. These last racing hours must be a treasure to cherish. Yet the issue between them lay like a weight. It larded every motion, every speech.

When he had gone, when once the wrench of parting was over, affairs came back to normal. Mary's spirits lifted. She liked her work better and better. And the children were well taken care of ;they were healthy and rosy. And as for Jimmy, she'd talked to him sternly. No movies, no hamburgers and pop. "And I insist that you come home after school. And you do your playing with the neighborhood children. I don't have to worry about Cynthia, do I? Or Bobby?"

She met her, neighbor, Mrs. Sheldon. June Hayes, said Tess, was marrying the rivetter she teamed with at the big assembly plant. And as for Tess: she was busy and happy in her munitions job. And she'd heard from her Dick in Honolulu. "That package you took in the other evening was from him. Thanks for paying the charges. I gave the money to Bobby when he came with it. I suppose he—"

"We were glad to take it in," Mary said hurriedly. But as Tess went on, she felt her cheeks go queerly pale. For Bobby hadn't given her the money. Her knees would hardly bend to mount the steps of her own familiar stucco bungalow. And the first thing she saw, entering, was Bobby down on the floor playing with a brand new football. He stiffened when he saw her, his eyes went round and scared.

"Bobby," she gasped, "where did you get that?"

He clutched it convulsively. He looked her straight in the eye and said, "A —a man gave it to me."

Her five-year-old stealing? Deliberately lying to her? For a moment Mary felt frozen. Then: "Oh, Bobby!" She was down on

# A Canonized Vagabond

Benedict Labre was a tramp; that was his vocation in life. God wanted it so.

Benedict made himself a vagrant. Neither an indolent nor an unhappy home are to be blamed, because neither existed in his case. His family, though humble and of middle class, were not slovenly. Moreover, Benedict by nature was bright and capable.

All doors were open to Benedict. So charming was he that people were most anxious to have him visit their home, rags and all. His broad shoulders and graceful bearing brought people to attention. It startled one to find such qualities in the equipage of a mendicant.

Benedict made no mistake about his vocation. He sought counsel. Confessor after confessor heard his case, and judged him correct.

Those who knew Benedict called him a holy man, and when he died people went about saying, "The saint is dead." Though no name was mentioned, everyone knew the reference was to Benedict.

Back in 1700 men needed a tramp-saint. Benedict's scraggy beard, tattered cloths and ill-shod feet were a need of the age. Men could not be converted back to God by any other way, so aloof had they become to ordinary preaching. Benedict stood as God's symbol of opposition to the pride and self-seeking of that day.

Like Benedict Labre, everyone is to make an impression on others for good. This is one's vocation, whether he is an engineer, doctor, executive or tradesman. The student who is cooperative with classmates and teachers, clean in speech, disciplined in his living habits and regular in his attendance at the Sacraments is doing God's Will. Can it be said of you that you are doing good at all times?

her knees by him, tears running down her cheeks. "That was the money Aunt Tess gave you for Mother. You spent it. You told me a lie. Oh, Bobby, where did you learn to do such awful things?"

He put a surprised finger in her tears. And then he burst out crying himself. "A boy did it. A boy at the nursery, Mommy."

"There, there! You won't again. You won't again, Darling!"

Am I doing right? Am I doing right? Over the dishwater, the children safely abed, she assaulted her conscience. And—of course I am! she answered determinedly. All children go through these phases. I've heard other mothers say so.

A letter came from Jim finally. She held it a moment, almost —remembering the strangeness between them—afraid to open it. She did finally, and the weight lifted.

It was a wonderful letter. It was a dear letter. But at the end: "I have been thinking so much, Dear, of the work you are doing, and of your justification for it. I honor your patriotism. Things seem to be going well at this end. We men can win this war, we will win it. But, Dear, our part will count for nothing, if, forgive me, our women don't win the peace. Win the peace by being mothers, the real mothers, who raise a new generation that some day will outlaw war."

Mary folded the letter slowly. Dear Jim—seeing things one way, she another. Both utterly sincere. She sighed and went to work.

But her thoughts ran on. So absorbedly that she didn't at first notice Rosa's absence. She asked Miss Simpson about it as the forewoman paused beside her. The answer was prefaced by a sniff.

"For a very good reason, if you ask me. Her Tony's been hauled up in Juvenile Court for stealing. He was one of a gang that broke into a candy store last night."

"No!" Mary gasped. "Oh, how terrible!"

Then she turned cold inside. "Gang," Miss Simpson had said. Could Jimmy have been one of those little hoodlums? Oh, God, no; not that!

There came the heaven-sent sound of the noon gong. Mary rushed to call up her home. No one answered. But surely, she reminded herself, if Jimmy had gotten into trouble she'd be the first notified. But all the time she was snatching on wraps.

Past the big echoing steel-raftered rooms, down the hall to the entrance. A man stopped her: gray-haired, eye-glassed Mr. Prescott, the department head.

"Mrs. Culhane," he said. "You come in and see me tonight after work. Miss Simpson is leaving us, you know, and—"

A promotion it must mean, something Mary had wanted, had dreamed of. "Thank you," she said hastily, and went on by.

At her own house she paused weakly—and a little angrily. Jimmy was out in back, exchanging snowballs with—she gave a surprised start—the policeman on their beat, Thad Jones. Now why—? Her brow puckered worriedly.

The two came sauntering front.

"Is—is something wrong?" Mary faltered.

"Oh, no." The officer and Jimmy exchanged glances; Jimmy wriggled. "We two were just having a little talk. Everything is going to be all right. From now on," the officer added.

"See," Mary told herself, hurrying back to work. "I was just being silly, nervous. There wasn't one thing wrong."

But her work lacked its usual zest that afternoon. Whatever was the matter with her, she wondered angrily. She was doing a real job, she was a woman on the verge of promotion—

Someone, the office file girl, was pausing beside her. "Mrs. Culhane, a doctor just phoned from your home; said your baby—"

"My baby!" Mary was leaping to her feet, her face chalk-white. "Oh, no not Cynthia!"

It was hours before she was free of the building, it seemed, past the guard at the fence, before the taxicab deposited her at the door. A scared Jimmy and Bobby were there, the doctor, a rather pale attendant from the nurery.

"But we try to be careful," she was protesting. "But there are so many to look after. And if this is scarlet fever, it's the first—"

"Scarlet fever!" Mary grabbed wildly at the doorframe. With a rush she was at the crib, above the tossing figure. "Oh, Mary, Blessed Mother, help me, help me!"

All that night they fought the mounting temperature, they watched for the tiniest change. And at last with the dawn, they saw a Cynthia white and spent, her baby softness a ghost of itself, but one, the doctor said, who would get well. This fight was over.

But the other one. Mary dragged into the room that was hers, Jim's. She shut the door and there she sat, battling through long minutes.

She rose at last; for the first time in months she was wrapped in ease, serenity and calm. Jim was right. Her place lay here, her contribution. Men and girls and childish wives could win the war. Only real mothers could rear the generation that would build a lasting peace.

---

**Take care of present problems and the future ones will be provided for in their turn.**

**Culture is more than a polished surface, a sweet way of speaking, and silken gloves.**

# School Sisters of Notre Dame Commemorate Century in America

—C. Ulsifer

### HANDEL, SASKATCHEWAN.

In the spring of 1944 Reverend Father Slugga, O.M.I. and the trustees of Handel, Sask. earnestly entreated Mother M. Pius, Provincial at Waterdown, to appoint Sisters to take charge of the public school in Handel. Accordingly, Sister M. Jerome, Sister M. Agneto and Sister M. Bernardo opened the mission in August 1944. The school is a new brick building with two classrooms and is attended by all the children regardless of creed. In 1946 the third room was opened and Sister M. Alphonsine added to the teaching staff. High school students take up two of the three rooms.

An appreciative co-operative spirit exists and God is blessing this new field of labor. Sister Jerome is devoting herself with the same indefatigable zeal in this portion of God's vineyard as she had done in Leipzig. During the summer vacation the Sisters of Leipzig and Handel conduct Catechetical classes for the children of neighboring missions.

Mr. C. Ulsifer, chairman of the Leipzig School gives the following tribute to the school Sisters of Notre Dame in Saskatchewan:

"To the casual observer the arrival of four Sisters of the vast prairie may have seemed an insignificant event but to the residents of Leipzig their coming has proved to be a fortunate turn in history. Those people particularly, who have had the privilege of sending their children to the Sisters' school know the full import of their coming; know the manifold blessings that the Sisters have brought into their circle.

"There are now instead of the former one-roomed school four classrooms in operation. All the grades from one to twelve inclusive are taught all the courses prescribed by the Provincial department of Education.

"Statistics show that nearly two hundred graduates have gone forth with an all-round training which fits them to cope with the problems of life. During the last war many of the boys held distinctive posts and merited special honors for their outstanding service. One boy is now in the ranks of the clergy and several others are aspirants. Forty girls have entered the Congregation which has sent us these good Sisters. It is our sincere hope that God may call many more young ladies from our midst to swell the ranks of a Community which has sacrificed so much for us.

"Not only the immediate residents of Leipzig have been blessed by having the Sisters with us but the entire parish, yes, even the neighboring missions. When the ladies make preparations for any special occasion, it is to the Sisters that they go for advice. In the Catechetical Summer School our good Sisters contact children that live at a distance of forty miles from here.

"Truly, the convent here in Leipzig may be compared to a lighthouse which sheds its beneficent rays over a vast area bringing light to young and old, to the erring and the righteous.

"May God reward the Congregation which is the perennial source of the manifold blessings the Sisters have brought to us!"

---

# The Resurrection

**Over the doors of the Cathedral at Milan, Italy, are three inscriptions.**

**The first, amid a wreath of sculptured roses, reads: "All which pleases us is but for a moment."**

**Over another door, around a sculptured cross, are these words: "All that which troubles us is but for a moment."**

**Over the central door is a picture of The Resurrection of Christ, and underneath, the message: "That only is important which is eternal."**

**At all times let us preserve a sense of proportion towards life. Often it is the minor issues that engross, that take our time, stir our emotions and absorb our energy. Events of greatest significance fail to interest us.**

**Yet the Resurrection should clarify our view of life and improve our judgment, make us realize our own resurrection is all that matters.**

**"That only is important which is Eternal."**

**And the life that leads to a glorious, triumphant, victorious resurrection is the only life.**

—W. G. Hurley, C.S.P.

# Catholic Immigrant Aid Society of Western Canada

701 Confederation Life Bldg.,
Winnipeg, Man.

From and after the 18th March, 1931, and until otherwise ordered the landing in Canada of immigrants of all classes and occupations, is prohibited, except as hereinafter provided:

The Immigration Officer-in-Charge may permit to land in Canada any immigrant who otherwise complies with the provisions of the Immigration Act, if it is shown to his satisfaction that such immigrant is:—

1. A British subject entering Canada directly or indirectly from Great Britain or Northern Ireland, the Irish Free State, Newfoundland, the United States of America, New Zealand, Australia, or the Union of South Africa, who has sufficient means to maintain himself until employment is secured: Provided that the only persons admissable under the authority of this clause are British subjects by reason of birth or naturalization in Canada, Great Britain or Northern Ireland, the Irish Free State, Newfoundland, New Zealand, Australia, or the Uinon of South Africa.
2. A United States citizen entering Canada from the United States who has sufficient means to maintain himself until employment is secured.
3. The husband and wife; the son, daughter, brother or sister, together with husband or wife and unmarried children if any; the father or mother; the orphan nephew or niece under 21 years of age; of any person legally resident in Canada who is in a position to receive and care for such relatives. The term "orphan" used in this clause means a child bereaved of both parents.
4. (a) An agriculturist having sufficient means to farm in Canada.
   (b) An Agriculturalist entering Canada to farm, when destined to a father, father-in-law, son, son-in-law, brother, brother-in-law, uncle or nephew engaged in agriculture as his principal occupation who is in a position to receive such immigrant and establish him on a farm.
   (c) A farm labourer entering Canada to engage in assured farm employment.
   (d) A person experienced in mining, lumbering or logging entering Canada to engage in assured employment in any one of such industries.
5. A person entering Canada for the purpose of marriage to a legal resident thereof; provided the prospective husband is able to maintain his intended wife.
6. A person who, having entered Canada as a non-immigrant, enlisted in the Canadian Armed Forces and, having served in such Forces, has been honourably discharged therefrom.

And provided further that immigrants, as defined in paragraphs 2 and 4 above are destined for settlement to a province which has not signified its disapproval of such immigration.

The provisions of this Order in Council shall not apply to immigrants of any Asiatic race.

---

Although immigration to Canada at the present time is somewhat restricted to close relatives, Canada is gradually opening her doors and we must be prepared for mass immigration. The enclosed circular gives you the present Policy of the Government. I may add, however, that refugees or persons of German ethnic origin who are not German Nationals, now living in occupied territory are admitted on the same basis as displaced persons. I wish to draw your attention to Clause 4 (c). If a farmer wishes to apply for a farm laborer, he may do so. He need not be a relative.

The authorized transportation rates per person from any point in Europe are as follows: to Manitoba, $250.00; to Saskatchewan, $260.00; to Alberta, $265.00 to British Columbia, $275.00.

We have contacted the Catholic Emmigrant Societies in different countries in Europe for it is understood that this Society includes Catholics of all nationalities. I have been given to understand that there are great possibilities of immigration especially from Great Britain, the Irish Free State and Holland.

I would kindly ask you to publicize this Society and if you or your parishioners would like further information, we shall be only too pleased to furnish same.

Yours sincerely in Xto. et M.I.,
CATHOLIC IMMIGRANT AID SOCIETY
A. J. Schimnowski, O.M.I.
Manager,



# Saint Sebastian

Do you see the young officer in his bright tribune's armor, standing at the right hand of the emperor? Although not of a Roman family, he has the bearing of one born in the shadow of the capitol. He is the favorite with both emperors. Diocletian made him captain of the first cohort before he left Rome for the East; and Maximian confirmed the honor. In all Rome there is not a young noble who has a brighter future before him than Sebastian."

The speaker was an old patrician, in whose veins ran the best of the Roman nobility. He was addressing a young stranger from Pontus, to whom he was showing the wonders of the imperial city. On this particular day, Maximian gave audience to strangers, and to all those who had tidings to communicate from parts near or distant. At such time his favorite guards stood around his throne, in all the glitter of their richly-jewelled armor, and with all their badges of military distinction.

Among them stood Sebastian, taller and slenderer than any of his companions, but with a certain firmness of step and majesty of bearing, which not even the Roman soldier's drill could give. There was grandeur, without pride; fidelity, without servility. No wonder that Maximian, in his rude way, showed an admiration for the captain of the first cohort.

Diocletian had already sent forth his cruel edict against the Christians, by the authority of which they could be seized in any part of the Roman dominion, carried before a magistrate, and receive sentence as enemies of the empire.

It was with the news of such seizures, both in Rome and the provinces, that Maximian was chiefly entertained on the morning when the young stranger from Asia accompanied the Roman patrician to the audience-chamber of the reigning Caesar. Information had been given against men and women, old and young, but they were alike to Maximian. All had been turned over to the prefect for examination, without one pitying inquiry. This prosecution of Christians was becoming a dull business to Maximian. This morning, especially, he was tired of hearing the same story from smooth-tongued informers and mischief-makers, when a man of polished address and with a step as stealthy as a leopard's, knelt at the imperial footstool.

"Speak!" growled Maximian, with a gesture of impatience. "What skulking Christian has been tracked to his hole?"

"Most gracious emperor," said the cringing informer—

"Be brief, I tell thee!"

"The emperor cannot be aware that in his own household, close to his very throne even, stands a Christian!"

"Speak out, sirrah! I will have no mysteries."

"Then, at the imperial command," said the wily courtier, in a bland voice, "I accuse as a Christian, the captain of your first cohort, Sebastian!"

The emperor started to his feet.

"Reptile! thou liest! Prove thy words; or, by the gods, thou shalt die the death of a Christian dog.

The wily informer only smiled at the emperor's challenge, and in the same bland voice continued:

"Then the emperor of the world has not heard of the treachery within the imperial walls? He does not know why Marcus and Marcellianus, who were on the point of recanting, went, after all, boldly to death as Christians?"

"What are Marcus and Mar-

cellianus to Maximian?" angrily hissed the emperor.

"And thou hast heard nothing of the keeper of the imperial records, Nicotradus, and his dumb wife, Zoe, who spoke at the command of—"

At this very moment, Sebastian, with the same firm but light step, which had ever marked him in the legion, passed from his place at the right hand of the emperor. Bowing respectfully to his imperial master, and with a courteous gesture towards the informer, he said, in a clear voice:

"Sire, allow me to take from such feeble shoulders the burden of proof. From the first to last, my service in the imperial army has been the service of a Christian."

"Tush, tush, Sebastian! I can ill afford to lose my first captain. Have done with this nonsense unorwthy of a soldier, fit only for women and slaves. Swear allegiance to the gods of Rome, as thou hast ever practiced allegiance to her emperors."

"Imperial sire, what is that false service thou askest me? As a Christian I have served thee well; as an apostate and a perjurer, how could Maximian trust even Sebastian?"

"Rome and her gods are one. I will have no shielding of these Christian traitors at the hand of an imperial officer."

"The imperial testimony has been on the side of Christian fidelity. How, then, can they be traitors?"

"Sebastian, do not presume upon my love for thee, nor upon my favor. Choose quickly between the honors of a Roman tribune and the disgrace of a Christian death; between Maximian and thy Christ."

"Maximian is my emperor, but Christ Jesus is my one Lord and my one God—my Creator and my Redeemer. To him I owe my first allegiance. Him do I choose before all others, and proclaim myself a Christian!"

Never had his cohorts, even in battle, seen so grand an expression on the face of Sebastian, as when he uttered these words with a sort of solemn gladness that made every word ring out like the notes of a silver trumpet through the vast hall.

Never, either, had courtiers or legions seen so horrible an expression on the brutal face of Maximian. Furies seemed to tear his heart, to fire his brain; and he roared out, like a wild beast more than a man: "Ho! bring Hyphax. The Numidian arrows are sure!"

In less time than a modern officer would need to receive a command, the word of Maximian had been taken to Hyphax, the captain of the Numidian archers, and the black chief stood before the throne of Caesar. No words were wasted. Hate, cruelty and revenge spoke through the glaring eyes, the clenched teeth of the tyrant: "Sebastian is a Christian!"

The pagan savage started as if a scorpion had stung him, and looked at Sebastian with unutterable horror.

"Listen," said Maximian recalling the attention of the captain of his archers to himself. "To-morrow morning, when the first ray of sunlight touches the temple of Jupiter, lead Sebastian to the grove of Adonis; there let the archers shoot him slowly to death. Slowly, mind thee. None of thy keen arrows straight through the eye or the heart, but slowly, touching no vital part, until he drops from the loss of blood, and from the wild thirst of the wounded in battle and the long pain."

This said, the emperor strode from the hall without further ceremony. Sebastian was hurried off to prison, and the imperial audience was broken up for that day.

* * *

The first pale light of the coming dawn aroused Sebastian. How often had he risen, at that very hour, to hasten to some crypt of the Catacombs, or to some palace of a Christian noblemen, to be present at the Holy Sacrifice of the Mass! Now he united himself in spirit to that adorable sacrifice as he had never done before; for was he not to shed his blood for Him who had shed redeeming blood for man's salvation? One act of adoring love suffused his whole soul, and the ruddy blush of morning was not so deep as the seraphic glow in his uplifted face. His arms were spread according to the manner of the early Christians at prayer; and, hour after hour, those eyes were fixed on heaven in the joy of holy anticipation.

When Hyphax entered the cell of his victim, he was instinctively ready to bow before him as to a supernatural being; but the emperor's command was in his ears, and his pagan soul was unenlightened by grace. In a few moments they were walking through the ranks of archers, and in less time than it takes to pen these words, his light clothing had been stripped from him. In full sunlight, so that the archers might not miss one aim, or vary a hear's-breadth from the mark, his naked body was bound to an olive tree, and the bloody sport began.

The archers, light-footed, light-headed Numidians, in gay colors and fantastic ornaments, were scattered over the grove as for a match of skill. The first one held his bow to his ear, then drew the elastic string of old lion skin.

A whiz—whiz!

The first arrow touched the ear and left a few drops of blood on the tip.

Whiz!

Another, and another, and another; and now the blood trickled in slender rills down his whole body. As he stood for an instant, while the archers measured their distances, the head was thrown upward with a sense of joy, the eyes seemed to look through the blue heavens. He did not seem to hear the whistling arrows, but there was a quiver of the young flesh a closing of the veined eyelids. Then

the arrows, no longer playing over the surface, pinioned first one arm, then another, until every limb was held fast with a dart, and the blood flowed over him and clad him like a garment. The head drooped, the limbs no longer quivered.

When the sun neared the western horizon, the body of the captain of the first imperial cohort hung lifeless on the merciless cords that had bound it to the olive tree; till, with rude jokes on his sharp shooting,, the cords were cut, and the Christian martyr fell heavily to the ground in his own blood.

No crowds had gathered within the boundary of the grove of Adonis during all those terrible hours of suffering from pain, thirst and languor. But, from the windows of an apartment in the palace, every arrow had been noted. When he was cut down, like a slaughtered victim, from the olive tree, this Christian woman, Irene, (whose husband, Castulus, had only a short time before suffered death for his faith in Christ) hastened to secure the relics of the martyr who had thus triumphed before her eyes.

Money could win many favors, even from the imperial guards, and Irene drew from her widow's income what was needed to have the body of Sebastian brought to her own apartments, under cover of the darkness. After a few moments spent in careful examination of the seemingly lifeless figure before him, the guard turned to Irene:

"Madame, thy charge is likely to be the nursing of the martyr back to life. He not only lives, but not one mortal wound has been inflicted. The only danger now is from loss of blood.

Irene heard this unexpected decision with an exclamation of pious joy and gratitude. When the news of Sebastian's arrest and sentence had spread from the palace all over Rome, the Christians had said to each other, "How can we spare Sebastian? Who, like him, can reanimate the courage of the timid, and even inspire those strong in faith with a more sublime desire to suffer for Christ?"



**Christ's Love**

When, therefore, like a word spoken under the breath, it was whispered from Christian to Christian, "Sebastian still lives!" the joy and gratitude of Irene was echoed by every heart and every lip. Haw carefully was the reviving consciousness guarded from any shock; how prudently, too, was he at first allowed to remember that he had survived his martyrdom! For the joy, they knew, was all for themselves. When consciousness did return to the faithful martyr of Christ, how cruel seemed the disappointment! To have suffered for Christ, yet not to have entered into his glory, was hard indeed for Sebastian.

"At least," said he, "I have earned the privilege to speak boldly for Christ. Nurse me well, good Irene, that I may, all the sooner, give my second witness to the faith I am no longer bound to conceal."

Nor was his sacrifice long deferred. His wounds had only closed, when Sebastian heard one day the well-known step of the emperor descending the imperial stairway, surrounded by his guards. Throwing over his loose garments a piece of drapery at hand, he suddenly unbolted a door, well known to him, opening upon the stairway.

"Maximian!" solemnly, called out a deep, hollow voice.

"Who art thou that makest so free with thy emperor's name?" shoutet Maximian; and, looking up, he saw the pale face and lacerated figure of Sebastian, as of one risen from the dead, directly before him. Terror—all the blind superstition of the pagan and of the barbarian—for a moment, mastered the tyrant, and Sebastian continued:

"Maximian! I have come to accuse thee, before the one living God, and Jesus Christ, his Son, and before thy fellowmen, of all thy injustices and cruelties to the people of God, and to the followers of his Christ. For these, and thine own foul crimes, the punishment of God shall soon overtake thee, and thou shalt die the death of the violent unless thou turn thy hand from the slaughter of his people. Repent, then, while there is yet time, and acknowledge that Crucified One, whom thou persecutest, as thy Lord."

The trumpets had ceased to play while these words, spoken with an awful distinctness, echoed up and down the grand stairway. It was, indeed, a voice from the sepulchre; for every one supposed Sebastian to have been dead many days. The emperor was the first to recover from this stupor of supernatural awe. Flaming with the white heat of his anger, like iron in the hands of the smith, he called out:

"Ho! bring him to me. This time I will see my work done. Two of you fellows, with clubs, come here. Beat the life out of him!"

There was a dull sound of heavy blows on a human skull, then a fall, and the soul of the martyr was already before his smiling Judge, to receive the two crowns won by his two victorious confessions of Christ.

"Throw the carcass, with plenty of weights, into the Cloaca, there to rot among the filth of Rome, and be the food of vermin;" and this order given, the trumpets blared as before, and the emperor moved on.

That night, Lucina, the other Christian widow in Rome, who had given her husband and only son as martyrs of Christ, was favored with a vision. She saw Cloaca Maxima, the great sewer of Rome, with all its horrid deposits of filth, suddenly illuminated with a celestial light, and Sebastian stood before her, radiant with the joy of heaven, and with an immortal beauty. With one hand he pointed to the sewer, its gaping mouth showing corruption; with the other, he pointed to that Via Appia, along which stood already the tombs of so many of God's saints.

Lucina awoke, and lost no time in communicating to the other Christians the knowledge thus given to her concerning the relics of the martyr. They were soon recovered and deposited on the Via Appia, where the Church of St. Sebastian was afterwards built.

# The White Cloth in Baptism

It takes a priest about five seconds to pour the water and say the required words in the ceremony of Baptism. Because of the brevity of this essential rite, Mother Church fears that those attending the Baptism may overlook the meaning of the wonders performed in the soul by the Sacrament. So She surrounds the pouring of water with symbolic actions and prayers designed to teach what Christ does for the soul through Baptism.

In the Mass for the Sunday after Easter, called the Sunday in White (In Albis), the Church recalls one of the symbolic actions of the baptismal rite. After the pouring of the water, the priest places a white cloth on the head of the newly-baptised. This recalls a practice of the Ancient Church.

In the first centuries of the Church adult converts put on a white outer garment after their baptism; the garment was worn for a full week, from Holy Saturday, the day of baptism, until the following Saturday. This garment was symbolic of the innocence of soul effected by baptism. Every day of the week the new converts, in appreciation for the wonderful gift of Faith and innocence, would visit the church and the font where the Sacrament had been administered.

On the seventh day, Saturday, the converts appeared before the bishop, having removed their white garment. With the bishop as witness, all took a solemn promise to maintain the inward purity of soul represented by the white robe. The following Sunday, the converts appeared in the church in their ordinary clothes. The day should be called: The Sunday without the White Garments, and its object is to encourage the new converts to be truly Christian in their everyday life. Every Catholic should catch this thought at Mass Sunday.



# Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader,

Now that I have started sketches,—or should I call them parodies,—on single parts of our anatomy, I am happy to say that three readers have sent in requests. One of them wants me to discuss the stomach, another a piece of straw,—a tough nut to crack,—and a third wants an essay on the ears. Since we all have a pair of these, I will start on them now.

Ears! Well, those of you who have ears let 'em 'ear! I might begin by saying that I heard a very startling, yet consoling remark made by a bobby-soxer not so long ago. I happened to be standing on a street corner in Regina waiting for one of those things, a street car. As I was saying, I waited for a street car, since my car was badly smashed up by someone else, as most cars are in that particular town, when I heard one bobby-soxer say to another "Go home your ears stink." It startled me as it did others on the spot, but it was nevertheless consoling, because, coming where it came from, it revealed to me that these unknown quantities of a modern philosophy (if they have any) are not as modern as they think they are. Their metaphorical slang was said in much more classical style thousands of years ago and throughout the ages past.

"Go home your ears stink." To analyse this modern brain oscillation we must concede that ears are as necessary to our hearing apparatus as steel and atom bombs are to the waging of a modern war. The ears pick up the sound waves, transmit these to the brain, which, in turn, transforms them into impulses to the mouth, the hands and the feet. That is why we run when the brain smells danger, hit a man on the jaw, or wag when we get our mouth around a lump of scandal, or our tongues into someone else's soup. The brain is merely the commanding officer, the dictator, while every other part of our anatomy is the private, the Gestapo, the fifth columnist. The ears receive, while the mouth gives, and the brain is stuck in between not knowing whether to give more credence to the ears and less power to the mouth, or run from the scene of the crime.

The ears can transmit only what they pick up in the matter of sound waves whether from a friend's quib, or from another superfluous mouth, or from the detonations of gunpowder. They are more or less stable appendages, stuck to the sides of our heads, not to be wiggled or pricked, but merely to act as sound pick-ups. Wasn't it a stroke of genius on the part of the Creator that He made our ears such as they are rather than make them elastic and uncontrollably stretchable. It would not do to leave our ears in one place and find the rest of our anatomy somewhere else. Something like this happened to the monkey with the elastic tail.

Our ears are already coiled around too much of other people's business as it is, so much so that we wouldn't know what to do with the information received if they wiggled a bit more. Really, there is so much to hear in our everyday surroundings, on the national and international stages, so many things that were better unheard, that a bit more one way or another, may cause an upheaval of society and nations, and a destruction perhaps of our own self-respect. This latter is already perched precariously enough that larger ears might make us top-heavy and put the rest of our human frame out of kilter,—not to mention the mule-like appearance they would give us. No, the Creator knew what He was doing.

A Greek philosopher once said that large ears are given to the feebleminded, or something like that. Perhaps the less matter contained within our skulls, the more sound waves would have to be picked up to counterbalance the short-weighted brain material. The other way around, however, we should find smaller ears to act as a sound-catcher for a higher-classed brain. This Greek must certainly have meant to convey to us that the more our ears pick up, nonsense or otherwise, the more would it be possible for the brain to make a feebleminded fool of itself. On the

other hand, the smaller the ears, the less chance the brain would have to put its foot into things.

This, I am sure, is just what the bobby-soxer meant, in much better modern English, when she mentioned smelly ears. Now, ears may smell in more ways than one,—and I am not referring only to the wax,—but consider how some of our modern radio programs stink to high heaven. Are not a lot of the politics of our time smelly,—and I wonder how many of us smell the rat that they harbour? I wonder, too, how many of us take time to digest what we hear, or take the trouble to make sure of their veracity. In this sense, our lowly stomach has a much finer mechanism than the brain. At least it becomes nauseated for its own good, but the brain, well, it likes to pick up smelly hearsays by means of its ears and pass these on to the rest of our anatomy with a certain infernal glee. We just can't seem to put on the brakes, but allow ourselves to coast downhill out of control. Put a good driver behind the wheel,—a good head on the shoulders, a good leader at the head of a government, a good Big 3 or 5 into a Security Council, and what have you? Well, maybe a little common-sense, maybe a healthy, uninfected political body, maybe a fair and a just peace in a power-crazed world. Or would we?

It may be that I have given you the impression in the thousands of words I have written in the past in these pages that I am against all forms of government, all forms of politics, all forms of international pussy-footing. Not altogether true-! I am against pussy- or monkey-business. I am also against the fact that a government should take the liberty to forget the purpose for which it is intended in the first place. I detest the fact that one nation should be allowed to hinder the progress of peace, to grab all and everything from the starving mouths of a starving people, to be allowed to kill humans by the millions and yet be allowed to pass judgement on the faults and transgressions of another member of world society.

It is a fact that the rights and the liberties of the individual are being torn bit by bit from the statutes of democratic society. It is evident that the rights of the individual exist only to the extent as a government, or a dictator, or a president will permit them to exist. Wherever we look in this our world we find that governments have lost the convictions that the individual has rights which cannot be taken away from him. Wherever we look we find that the individual has become a political foot-ball, a slave of the state. The truth is that we have forgotten to analyse our political soul. We have forgotten what the bobby-soxer said: 'Go home your ears stink.' And the result? A world torn to shreds, a great part of humanity starving, enslaved, tortured and murdered, and our diplomats and representatives come back to us from conferences and tell us to love our neighbours, to forgive our enemies and to pray for world peace which they themselves have in their power to give.

So long for this time!



---

**GETHSEMANE**

**Over the olive trees**
**Faint is the moon;**
**Night wraps the world around;**
**Dawn will come soon.**

**Men slumber easily,**
**Worries forsaking;**
**Under the olive trees**
**One heart is breaking . . .**

—Eileen M. Egan.

# The Message of Fatima

On the thirtieth Anniversary of the Fatima Apparitions, May 13, 1947.

ABBE R. PAYRIERE

THE FIFTH APPARITION

On September 13th 30,000 people assembled at Fatima. Roads and paths were crowded with ardent and zealous pilgrims saying their rosaries as they went along. From ten o'clock the little valley, from henceforth a sacred place, was filled with the crowd going towards the scene of the Apparitions. A little before midday, when the children arrived, Lucy called out to the crowd, "You must pray." "I shall never forget," says one witness, "the deep impression it made on me to see so many thousands of people fall on their knees at the voice of a child, praying with tears and begging with confidence the maternal protection of the Queen of Heaven." At midday exactly the crowd saw the sun grow dim, the atmosphere change to dull gold. Suddenly cries of surprise and joy broke out. "There she is . . . She's coming . . . over there . . . " In the cloudless sky a luminous cloud appeared which moving from east to west, glided slowly and majestically across the heavens. A light white cloud enveloped the green oak and the three visionaries. Then, more wonderful still, from the cloudless sky fell a shower of white flowers which, without reaching the ground, faded away while still in the air. The crowd, profoundly moved, were rapt in admiration, aware, too, that the children were conversing with an invisible person. They heard what Lucy said, without seeing the Lady or hearing the answers. The Apparition told the children that it was necessary to go on saying the rosary in order to obtain the end of the war. She promised to return on October 13th with St. Joseph and the Child Jesus. She insisted earnestly that the children must be faithful to the meeting. Lucy asked the Vision if she could cure the sick. She replied, "I shall cure some of them but not all, because the Lord has no confidence in them."

THE SIXTH AND LAST APPARITION

Announced by the Apparition of July 13th, confirmed by those of August 19th and September 13th, the great miracle of October attracted to Fatima an immense concourse of people. The prediction, spread throughout the country and received in many different ways, was the subject of innumerable comments. But both believers and unbelievers rejoiced over the gallantry and boldness which promised a great miracle.

1. for an exact date—October 13th, 1917,
2. for an appointed hour—midday,
3. in a definite place—La Cova da Iria,

thus putting at everyone's disposal a straight easy and irrefutable way of verifying whether or not the Apparitions of Fatima were authentic and Divine. On the eve the highways and roads leading to Fatima were crowded with vehicles and pedestrians, many of whom were barefooted, carrying their rosaries in their hands and singing as they went. A very large number spent the night out of doors, many at the Cova da Iria, in spite of the coolness of the season. The morning of the 13th brought with it disappointment. It was raining and cold. The Heavenly Vision was giving a hard trial to those on whom she would soon bestow a wonderful spectacle. The rain fell heavily and incessantly all the morning. Stoically the crowd prayed, continually increasing. The hour drew near. 70,000 people were at the children's meeting-place, praying and saying the rosary. With difficulty the three children, accompanied by their parents, made their way through the vast, respectful crowd. Lucy asked that the umbrellas should be closed, and with docility the crowd obeyed. In the rain the multitude recited Hail Marys of the rosary.

Exactly at noon Lucy interrupted the prayer, crying out "There she is coming." Three times during the 13 to 15 minutes the Apparition lasted the crowds were able to see a white cloud enveloping the children.

THE MESSAGE OF OUR BLESSED LADY

This is the message recounted by the children after the Apparition. "She said she was our Lady of the Rosary, and that we must repent of our sins, change our lives and no longer offend our Lord, who is so greatly offended, and that the rosary must be recited. She added that she wished a chapel to be built in her honour. She promised that if men changed their lives the war would finish quickly and she would answer their prayers."

THE GREAT MIRACLE

Moving away from the children our Lady pointed to the sky. Lucy called out "Look at the sun." Then, for twelve minutes this crowd of 70,000 people was able to contemplate a wondrous, stupefying spectacle, never seen before. The rain had suddenly

stopped, the clouds had dispersed and the sun appeared like a silver globe at which one could gaze without being dazzled. All at once, the sun began to spin round and round like a wheel of fire casting in every direction enormous beams of light of every colour, painting the earth, the clouds and the people in the most fantastic fashion. After four minutes the sun stood still, only to begin again a second time and a third, the same whirling dance in a fairylike maze of light. While everyone in the crowd held his breath and gazed upon this startling spectacle the three children, and they alone, saw at the side of the sun four living tableaux appear in succession:

1. The Holy Family. Our Lady of the Rosary and St. Joseph carrying the Infant Jesus.
2. Our Lord, grown up, lovingly blessing the crowd.
3. Our Lady of Sorrows.
4. Our Lady of Mount Carmel with the scapular in her hand.

As the tableau faded came the final moment. The sun, after its dance of fire and colour, ceased to turn, and like a gigantic wheel which by the very movement of turning has become loosened, detached itself from the firmament and hurtled down towards the crowd, crouching terror-stricken on the ground, convinced that this was the end of the world foretold in the Gospels. From all the vast multitude suddenly on its knees rose the most ardent supplications, the most fervent acts of contrition. But the end did not come. As if stayed by the Divine Hand, the sun stopped its headlong descent, and when the first fearful heads were raised it was to see the marvels vanished and the sun shining in its usual place in the sky. This was the miracle. It is beyond explanation or denial. There is nothing to add to these wondrous facts, and from the point of view of human reason, ratified by such an abundance of proofs and of authentic witnesses.




**No holidays yet. This is Saturday afternoon.**

THE SECRET

This is Lucy's description of the second part of the vision of July 13th, 1917. "After the vision of Hell, we raised our eyes to our Lady and she said to us kindly but sadly, 'You have seen Hell where the souls of sinners go. To save these souls God wishes to establish in the world devotion to my Immaculate Heart. If people do what I have told you many souls will be saved and will find peace. The war is going to end, but if people do not cease to offend God not much time will elapse, and precisely during the next pontificate, another and more terrible war will commence. When night illuminated by an unknown light is seen, know that it is the signal which God gives you that the chastisement of the world for its transgressions is at hand, through war, famine, and the persecution of the Church and the Holy Father. To avoid this, I ask for the consecration of the world to my Immaculate Heart, and Communion in reparation on the first Saturday in each month. If my requests are heard, Russia will be converted and there will be peace. Otherwise great errors will be spread throughout the world, giving rise to wars and persecutions against the Church. The good will suffer martyrdom, and the Holy Father will have to suffer much. But in the end my Immaculate Heart will triumph, the Holy Father will consecrate Russia to me: Russia will be converted and an era of peace will be granted to Humanity.' " Is this clear? Will the Christian world spread the message of our Lady, after the example of the Holy Father? The Pope has spoken. Pius XII has spoken in keeping with the message of Fatima.

To be continued.

# The Question Box

Only signed letters will be answered

**Is kissing sinful?**

Kissing in itself is not sinful. No one would accuse a mother of sin, because she kisses her child. Nevertheless kissing has a tendency to arouse sexual commotion, and for that reason it may very easily become sinful, especially when the kisses are exchanged between persons of different sex. If kissing has serious influence in arousing sexual commotion, it is grievously sinful, if it has slight influence it is venially sinful. Furthermore kissing may become sinful from an evil intention. From this the following rules are derived:

1) kissing done with a bad intention is always sinful.

2) ardent, prolonged and repeated kisses exchanged between adults of different sex are generally grievously sinful, because they have serious influence in arousing sexual commotion and thus constitute a serious danger to one's purity.

3) decent kissing as customarily done as a sign of politeness, friendship or of honorable love, is lawful even between persons of different sex, but always on the condition that the kissing is not done to excite sexual pleasure and that one does not consent to the latter, if it should arise.

4) decent kissing done without a sufficient reason and in a perfunctory manner out of levity, sensuality or jokingly is venially sinful.





**Why don't priests marry?**

A well-thought-out policy of the Church has decided that unmarried clergymen, having no family ties, will be more advantageous than a married clergy. Greek priests in union with the Holy See are not all unmarried, but priests of the Latin rite (composing mostly all of America) are not allowed to marry.

By being members of no family, priests seem to belong to all families. Particularly in the Confessional do priests reap the benefit of this wise policy, because penitents easily confess to men whose lives are governed by rigid precepts of chastity.

Priests do not marry not because they are anti-social, but rather because they are super-social. They make the sacrifice of one family so that they may become members of a hundred.

* * *

**What is your stand on capital punishment?**

Every government, state and society that has the right to make laws also enjoys the right to enforce them. Penalties vary, some being as light as mere expulsion from a society, others being as severe as corporal or even capital punishment. This most severe penalty cannot be applied for light faults or crimes, and this cannot be stated too clearly. In the days of '49, horse-thieves were hanged by sentence of civil courts and justly so, because the theft of a man's horse could easily mean starvation for the pioneer.

The heads of states have the right to impose death sentence for severely atrocious crimes. Some profound scholars are of the opinion that it is an unwise thing to use this right, because it has proven to be useless toward the stoppage of crimes. Many prison executives themselves do not favor capital punishment. There is liberty of opinion about the wisdom of electrocution or hanging, but not about the state's right to employ it.

# Have you heard these ?

Last week we heard about the old Negro who was taking a civil service examination for the job of mail carrier. One of the questions was: "How far is it from the earth to the sun?"

The old darky looked frightened, and exclaimed: "If you all is gwinter put me on that route, I'ze resignin' befo' I begins."

* *

The love-bitten fellow didn't know how to pop the question. "Tell me," he asked one of his bachelor friends, "should a young man propose to a girl on his knees?"

"If he doesn't," the friend replied, "the girl should get off."



Math Professor: "Now, Mr. Zilchguard, if I lay three eggs here and five eggs here, how many eggs will I have?"

Mr. Zilchguard (with a questioning glance): "I don't believe you can do it, sir."

* *

They'd been "having words" because he came home very late again.

"Well, at any rate, I'm a man of my word," he snapped angrily. "I do call a spade a spade."

"Maybe, Henry," his wife retorted; "but you don't call a club a club; you call it working late."

*

Jerrold had a favorite dog that followed him everywhere. One day in the country, a lady who was passing turned and said, audibly, "What an ugly little brute!"

Whereupon Jerrold, addressing the lady, replied, "Oh, madam. I wonder what he thinks about us at this moment!"

*

A doctor and a military officer became enamored of the same lady. A friend asked her which of the two suitors she intended to favor.

She replied that "it was difficult for her to determine, as they were such killing creatures."

*

Beaming, the young salesman came into his employer's office to report on a very successful day's work.

"That's good," his boss said. "Why, I think you're the second best salesman in the world."

After the salesman had left, the employer's friend asked "Who's the best?"

"I don't know," was the reply, "but this keeps him on his toes."

Jack: "Does your wife choose your clothes for you?"

Jim: "No, she just picks the pockets."

# STUDENT BURSE

Wir danken Euch, Ihr lieben Frauen.

Eine der Studiengruppen desselben Frauenvereins opferte an jedem ihrer monatlichen Versammlungsabende 10c per Mitglied. Am Ende des Jahres hatten sie $8.25, die sie freudig der Priesterkasse übergaben. Außerdem werden sie in nächster Zeit eine kleine Verlosung abhalten, deren Einkommen derselben Kasse übergeben wird.

Wer folgt diesem Beispiel? Wir sammeln für arme Priesterstudenten!

Einnahmen:

| | |
|---|---|
| Mai-Marienbote | $3,554.39 |
| Ein Freund, Regina, Sask. | 1.00 |
| Ein Freund, Regina, Sask. | 2.00 |
| Frauen vom Servieren | 10.53 |
| Frauen der Studiengruppe | 8.25 |
| | $3,576.17 |